SCHALOM

ZEITUNG DES JÜDISCHEN MUSEUMS WESTFALEN

MAI 2020
NR. 86

4
DAS STUDIENWERK ELES

7
PORTRAIT HERBERT RUBINSTEIN

14
NACHRUF AUF JOHANNA EICHMANN

18
TALMUD UND MISCHNA

26
BESUCH IM HUMBERG-HAUS DINGDEN

28
KAPP-PUTSCH 1920

UND MEHR…

Lotte Errell und ihr Mann Dr. Herbert Sostmann in Bagdad, um 1940:
Wir stellen dieses Mal die vergessene Fotopionierin Lotte Errell aus Münster vor, eine bekannte Reisejournalistin der 1920er Jahre mit ihrem dramatischen internationalen Lebensweg.
Mehr auf Seite 11.

מוזיאון יהודי וסטפליה
Jüdisches Museum Westfalen

Editorial

»…soziale Distanzierung«

Wenn man so rumsitzt und sich so umschaut
Sieht man die Welt rings umher
Und wenn sie schön ist benimmt man sich so
Als ob man ein Teil von ihr wär

(Funny van Dannen, Lied von der räumlichen Distanz)

Was immer beim Erscheinen dieser Schalom-Ausgabe der Stand der Covid-19-Pandemie sein wird: die Folgen werden uns mit Sicherheit noch beschäftigen. Die Schließung aller Museen wird gewiss nicht von allen Bürger*innen als dramatisch empfunden werden, doch der ganz allgemeine und einschneidende Appell zur »sozialen Distanzierung« lenkt unsere Aufmerksamkeit auf das, was wir sonst jeden Tag tun: Bildung durch Gespräch, Dialog, Austausch, und zwar face to face. Die Ausweichbewegung – »wir stellen ganz viele tolle Sachen ins Internet« – war und ist richtig, und auch wir haben uns daran ein wenig beteiligt. Aber: funktioniert das?

Vermittlungswege und neue Formate des WWW werden gern als interaktiv und partizipatorisch beschrieben. Wenn man aber erst einmal ganz darauf reduziert ist, bemerkt man den Unterschied: Wo sind die Gesten, Untertöne, feinen Modulationen? Nuancen der Kommunikation, auch des Urteils, ironisch-mimische Reaktionen und nur angedeutete Rückfragen und Zweifel – all das funktioniert »live« eben doch anders, komplexer, einladender. Und die »Gemeinschaft unter Fremden«, die die Bildungstheorie den außerschulischen Lerngruppen und –Arrangements so gern als Attraktion und als ganz spezifische Chance zuschreibt, kann wunderbare mediale Ergänzungen, Lückenschlüsse, Erweiterungen finden, kann aber nicht medial ersetzt werden. Erst recht gilt das nicht, wenn wir hoffen, dass diese flüchtigen Lerngemeinschaften mit uns und unseren Angeboten öfter mal auch Erfahrungen der Ermutigung machen und gesellschaftlich wirksam sein möchten.

Wir vermissen den täglichen Disput mit Ihnen und Euch schon jetzt, nach vier Tagen. Wenn es Ihnen auch so geht: Bis bald!

Norbert Reichling

Annotation

Ein »Judenhilfswerk« und der Kampf um Integrität

In den frühen 1920er Jahren formte sich in Essen eine kleine Gruppe von Aktivisten: Ihr jugendbewegt-linker »Bund – Gemeinschaft für sozialistisches Leben« war auf der Suche nach einer Lebensweise, die Körper, Geist und Seele in Einklang bringen sollte. Einige Hundert Menschen zeigten sich fasziniert von dieser »gelebten Utopie«, erneuerten ihre Lebensweise radikal und kämpften politisch wie kulturell für eine neue Gesellschaft. Doch mit dem Aufstieg der Nationalsozialisten änderten sich die Anforderungen und Prioritäten der Gruppe: Sie arbeitete am inneren Zusammenhalt, rüstete sich für Beobachtung und Repressionen und wurde in der »Judenhilfe« aktiv. Man schrieb Briefe an die Deportierten, verschickte massenhaft Pakete mit Lebensmitteln und Kleidern, verschaffte den Verfolgten Unterkünfte und unterstützte erfolgreich mehrere Personen dabei, im Untergrund zu überleben. Anhand von unveröffentlichten Aufzeichnungen, Dokumenten und Interviews mit früheren Mitgliedern schildert der britisch-amerikanische Historiker Mark Roseman die Geschichte dieses »Bundes«, seine Lernprozesse und den Balanceakt zwischen Opposition und »Volksgemeinschaft«. Er wirft damit ein neues Licht auf die Chancen von Integrität und Verantwortung, Selbstbehauptung und Solidarität in der Nazizeit.

Nong

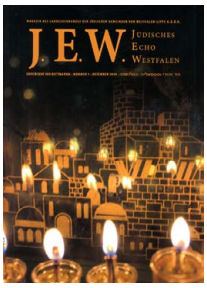
Mark Roseman

»Du bist nicht ganz verlassen.«

Eine Geschichte von Rettung und Widerstand im Nationalsozialismus, 448 Seiten, DVA, 26,00 €

Aus den jüdischen Gemeinden

J.E.W.



Ein neues Magazin – »Jüdisches Echo Westfalen« betitelt – ist kürzlich zum ersten Mal erschienen. Die 114 Seiten umfassende Zeitschrift wird vom Landesverband der jüdischen Gemeinden Westfalen-Lippe herausgegeben – ein fester Turnus des Erscheinens ist nicht angegeben. Die erste Ausgabe vom Dezember 2019 berichtet aus allen zehn Mitgliedsgemeinden – unter anderem über Entwicklungen im Landesverband, Gedenktage und Antinazi-Aktionen in Dortmund, Bielefeld, Bochum, Recklinghausen und Gelsenkirchen, die Feste Rosch Haschana, Sukkot, Simchat Tora und Chanukka, Makkabi-Sportaktivitäten, auch über Jugendarbeit, Kulturveranstaltungen und mehr. Gemeinde-Porträts – etwa aus Herford und Recklinghausen – sind selbstverständlich dabei; Kinderseiten, Skizzen zur jüdischen Geschichte, aktuelle Artikel z.B. über die BDS-Gruppierungen kommen hinzu. Auch die »Provinz« kommt in »JEW« nicht zu kurz, indem u.a. die Initiative »Jüdisch in Attendorn« vorgestellt wird. Die Lehrerin des Landesverbands berichtet über jüdischen Religionsunterricht, christlich-jüdische Dispute kommen ebenso zur Sprache wie literarische Neuerscheinungen. (Dass die Artikel zweisprachig präsentiert werden, ist eine Selbstverständlichkeit.)

JÜDISCHE GEMEINDEMITGLIEDER – EIN BLICK AUF DIE STATISTIK

Ob in Westfalen oder anderswo in Deutschland: die Zahl der Gemeindemitglieder geht seit einigen Jahren zurück. Der überwiegende Anteil dieses Schwunds geht auf Sterbefälle zurück, Austritte u. ä. spielen eine deutlich geringere Rolle, und die Zugänge durch Geburten können den Verlust nicht ausgleichen. Schon seit 2005 hatte das Zuwanderungsgesetz höhere Hürden für die politisch erwünschte und geförderte jüdische Einwanderung geschaffen. Kritische Beobachter wie der Publizist Chajm Guski weisen seit längerem darauf hin, dass die Infrastrukturen vieler Gemeinden – etwa einige der neu errichteten Zentren und Synagogen – zu stark aufgebläht wurden für diese vermutlich weiter anhaltende Entwicklung und dass Zusammenschlüsse wohl in absehbarer Zeit erforderlich werden. Die Alterszusammensetzung lasse keine anderen Schlüsse zu.

Neben den hier berücksichtigten Zentralratsgemeinden, die statistisch gut erfasst sind, gibt es, vor allem in Großstädten, liberale Gemeinden, Chabad-Gemeinden und andere Gruppen, die aber quantitativ keinen anderen Trend aufweisen dürften.

Impressum

Herausgeber: Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V. Dorsten

Redaktion: Sebastian Braun, Mareike Fiedler, Anja Reichert, Dr. Norbert Reichling (verantwortl. im Sinne des Presserechts), Naomi Roth, Christina Schröder, Prof. Dr. Werner Springer, Antje Thul

Anschrift: Schalom, Jüdisches Museum Westfalen, Julius-Ambrunn-Str. 1, 46282 Dorsten, www.jmw-dorsten.de

Email: info@jmw-dorsten.de

Erscheinungsweise: Zweimal jährlich im Eigenverlag

Layout: Agentur 31M, Essen

Satz: Dr. Pascal Dietrich, Aachen

Förderer: »Schalom« wird gedruckt mit freundlicher Unterstützung von Emschergenossenschaft/Lippeverband, Essen/Dortmund.

Vertrieb: Schalom ist eine kostenlose Zeitschrift (Postversand) für die Mitglieder, Freunde und Förderer des Vereins für jüdische Geschichte und Religion und des Jüdischen Museums Westfalen. Nichtmitglieder können Schalom gegen eine Gebühr von 5 € pro Jahr beziehen.

Datenschutz: Mitglieder des Vereins für jüdische Geschichte und Religion erhalten diese Informationen im Rahmen ihrer Mitgliedschaft. Wie für die Abonnent/innen gelten hier die Datenschutzregelungen des Vereins, die alle Rechte der Auskunft, des Wderspruchs, der Löschung und Beschwerde umfassen. Vgl.: www.jmw-dorsten.de/datenschutz/

Ein Verstärker für junge, jüdische Stimmen: das Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk

Die Bundesrepublik Deutschland lebt von ihrer pluralistischen Gesellschaft, von Menschen, die unsere demokratischen Grundwerte schützen und selbstbewusst für diese eintreten. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) trägt mit der Förderung der 13 staatlichen Begabtenförderwerke, dafür Sorge, dass Studierende und Promovierende selbstbewusst und aktiv unsere Gesellschaft mitgestalten, heute und in Zukunft.

Das Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk (ELES) fördert insbesondere begabte jüdische Studierende und Promovierende. Unterstützt werden diese sowohl finanziell als auch ideell bei ihrem Werdegang an staatlichen und staatlich anerkannten Hochschulen. ELES ermutigt seine Stipendiat_innen, im Ausland zu forschen und zu studieren und bezuschusst beispielsweise die damit einhergehenden Studiengebühren und Sprachkurse.

ELES ist eine Initiative der Leo Baeck Foundation. Es wurde am 11. November 2009 durch die damalige Bundesbildungsministerin Annette Schavan und die damalige Zentralratspräsidentin Charlotte Knobloch, heute Schirmherrin des Werkes, eröffnet. Seitdem hat ELES über 800 Studierende und Promovierende gefördert.

»Bei uns geht es um ein lebendiges Judentum«, sagt Jo Frank, Geschäftsführer von ELES. Es geht darum, eine junge Generation Juden und Jüdinnen präsent werden zu lassen und ihnen Partizipation an der Gestaltung der Gesellschaft besser zu ermöglichen. Das Judentum darf nicht verhaftet bleiben auf Assoziationen mit dem Holocaust und Bildern aus den Geschichtsbüchern.

Dass das Werk vor über 10 Jahren gestartet ist, ist kein Zufall. Durch die Einwanderung von Juden und Jüdinnen aus der damaligen Sowjetunion ist die jüdische Gemeinschaft in den 1990er Jahren in Deutschland von ca. 20.000 auf 200.000 Mitglieder angewachsen. Das jüdische Leben in Deutschland hat sich damit verändert. Durch eben diesen Zuwachs hat sich der Raum dafür geöffnet, ein Werk auf die Beine zu stellen und somit jüdischen Studierenden eine finanzielle Perspektive durch Stipendien zu geben. So ist ELES der erste zentrale Ort für Kinder der Eingewanderten, die hier in Deutschland ihren Schulabschluss absolviert haben. Es ist ein physischer und geistiger Ort der Zusammengehörigkeit geworden, den es in solcher Weise vorher nicht gab.

Doch nicht nur Juden und Jüdinnen aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion tragen bis heute zu einem vielfältigen Judentum in Deutschland bei. Insgesamt hat deutsches Judentum in den vergangenen Jahrzehnten einen erstaunlichen Wandlungsprozess durchlaufen. Bedingt durch weltweite Phänomene

der Migration und Mobilität, gibt es nicht nur jüdische Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion, sondern auch Israelis, Südamerikaner und Juden und Jüdinnen aus den USA, die in Deutschland studieren, forschen und leben. Von orthodox, über masorti und liberal bis hin zu säkular – bei ELES ist jeder willkommen. Dieses mosaikartige Bild, welches durch das Zusammenkommen bei ELES geschaffen wird, ist einzigartig.

Wenn junge Jüdinnen und Juden sich für ein Stipendium bei ELES bewerben, steht dahinter für viele auch der Wunsch, erstmals mehr über das Judentum zu erfahren. Ein großer Teil der Bewerber stammt aus Zuwandererfamilien, in denen das Judentum selten mit religiösen Bräuchen verbunden war. Aus Israel stammende Stipendiat_innen sind wiederum mit einer ganz anderen Lebensrealität aufgewachsen.

»Zur Wirklichkeit des Judentums gehört seine Vielfalt, sein Pluralismus«

Sich mit der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen, das Judentum neu zu erlernen oder kennenzulernen, dafür schafft das Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk Möglichkeiten, im Austausch mit Stipendiat_innen, Repräsentantinnen und Repräsentanten der jüdischen Gemeinschaft, jüdischen Persönlichkeiten, mit gemeinsamen Projekten mit anderen Förderwerken sowie Personen und Institutionen der Politik und Gesellschaft.

»Zur Wirklichkeit des Judentums gehört seine Vielfalt, sein Pluralismus«. So formulierte es bereits der Namensgeber des Werkes, der 2007 verstorbene jüdische Historiker und Judaist Ernst Ludwig Ehrlich sel. A. Ehrlich setzte sich sein Leben lang für den christlich-jüdischen Dialog ein. Von 1961 bis 1994 war er europäischer Direktor der Organisation B'nai B'rith. Nach seinem Vorbild ist es ELES ein großes Anliegen, die Hand auszustrecken und offen zu sein, für ein Mit- und nicht Gegeneinander.

In den nun zehn Jahren seines Bestehens ist ELES gewachsen. Es ist für viele mehr als nur eine finanzielle Hilfe. Es ist ein Ort, der dazu bewegt, seine jüdische Identität immer wieder neu zu denken, aber auch eine Denkfabrik, die uns vor Fragen stellt: Wie kann ich die jüdische Gemeinschaft in Deutschland stärken? Welche Aufgaben übernehme ich in der Gesamtgesellschaft? Wie bringe ich meine jüdische Herkunft, mein kulturelles Erbe sinnvoll ein und trage zu einer friedvollen Zukunft bei? Mit diesen Fragen setzen wir Stipendiat_innen uns bei Diskussionsabenden, Ausstellungen, Studientagen oder im Rahmen der Kollegs auseinander.

Auch finden jährlich Kollegs der ideellen Förderung statt. Ein wesentlicher Teil der ideellen Förderung sind die Auslandsakademien in New York und in Israel. Dieser internationalen Vernetzung dient auch das Benno Jacob-/Bertha Pappenheim-Stipendienprogramm, das Rabbiner und Rabbinerinnen sowie Kantoren und Kantorinnen zum Studieren nach Deutschland einlädt und vom Deutschen Akademischen Austauschdienst und dem Auswärtigen Amt unterstützt wird.

Das 2016 ins Leben gerufene Kunstprogramm DAGESH. KunstLAB ELES fördert jüdische Künstler und Künstlerinnen und fragt nach jüdischen Betrachtungsweisen von Kunst und Kultur, ohne die Antwort bereits im Vorhinein festzulegen. Dabei widmet sich das Programm Kunst in ihrer größtmöglichen Bandbreite: Literatur, bildende Kunst, Theater, Film, Musik, Performance und Tanz.

Bereits ein Jahr zuvor startete »Dialogperspektiven«, Religionen und Weltanschauungen im Gespräch, ein Programm, welches das interreligiöse Gespräch in den Mittelpunkt stellt. »Dialogperspektiven« richtet sich an Stipendiat_innen aller 13 Begabtenförderwerke. Es bildet die Teilnehmenden zu zukünftigen Experten und Expertinnen im interreligiösen Dialog und stärkt sie gleichzeitig in ihrem individuellen, einzigartigen Sein.

Im Jubiläumsjahr 2019 initiierte ELES in Kooperation mit dem muslimischen Avicenna-Studienwerk den jüdisch-muslimischen Thinktank »Karov-Qareeb«. »Karov« (hebräisch) und »qareeb« (arabisch) bedeuten »Annäherung« oder »Nähe«. Somit ist die Bedeutung der Wörter hierbei Programm. Für die Stipendiat_innen beider Religionen ist es spannend und sehr wertvoll, die Ähnlichkeiten zwischen jüdischen und muslimischen Studierenden zu erkennen.

Ich selbst lebe seit meinem sechsten Lebensjahr in Berlin, bin nicht religiös und promoviere zu jüdischer Erwachsenenbildung in Deutschland. Aus persönlicher Perspektive betrachtet, eröffnen sich auf das Werk noch weitere Sichtweisen. ELES gab mir ein Stück meiner jüdischen Identität zurück. Ich bin ihm bis heute sehr dankbar dafür. Ich genieße es, in einer Runde zu sein, in der viele ähnliche Erfahrungen gemacht haben wie ich. Wenn wir in Stipendiaten-Runde manchmal scherzhaft »ELES-Family« sagen, dann ist es ernster gemeint, als man zunächst vielleicht erahnen kann.

2018 veröffentlichte ELES das Buch »Weil ich hier leben will…Jüdische Stimmen zur Zukunft Deutschlands und Europas« (Verlag Herder). Der Band,« herausgegeben von Rabbiner Prof. Walter Homolka, Direktor von ELES, Jo Frank, Geschäftsführer und Jonas Fegert, langjähriger geschätzter Mitarbeiter, enthält über zehn Beiträge von aktuellen und ehemaligen

Stipendiaten_innen – einer davon von mir. Die Beiträge beleuchten selbstkritisch und selbstbewusst die letzten Jahrzehnte des Judentums in Deutschland, ziehen Bilanz zur jetzigen Lage und wagen einen Blick in die Zukunft.

ELES gibt uns solche Gelegenheiten zu sprechen. Unsere Generation kann das Sprachrohr sein, das unsere Eltern vielleicht nie hatten. ELES funktioniert dabei wie ein Verstärker und bietet uns die Plattform und die Reichweite, um unsere Themen in die Öffentlichkeit zu tragen. Im ELES-Rahmen habe ich so die Bereitschaft entwickelt, meine Geschichte zu erzählen, in der Hoffnung andere zu bestärken, selbstbewusst für sich und unsere Gemeinschaft einzustehen. Am wichtigsten ist mir die Botschaft: Lernt uns kennen und wir lernen euch gerne kennen. Im Wissen um den anderen liegt die Chance, Vorurteile und Ablehnung abzubauen.

In Zeiten gefühlter Instabilität, rasanter Bewegung, religiöser Radikalisierung und zunehmender sozialer Ungleichheit ist es von besonderer Bedeutung, für unsere Demokratie einzustehen, sich Diversität gegenüber zu öffnen und für ein friedvolles Miteinander zu kämpfen. Das Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk und seine Stipendiat_innen stehen für diese Werte.

Greta Zelener

Gemeindebarometer: Empirie statt Meinungen

Jährlich, im Frühjahr, veröffentlicht die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland, kurz ZWST, die Mitgliederzahlen der jüdischen Gemeinden aus dem Vorjahr. Durch die Coronakrise werden die Zahlen für das Jahr 2019 noch auf sich warten lassen, die ZWST koordiniert während der Krise Hilfe für zahlreiche Gemeindemitglieder.

Die Zahlen sind aufbereitet nach Landesverbänden und innerhalb dieser Landesverbände ist bis auf die einzelnen Gemeinden heruntergebrochen, wie viele Mitglieder die jeweilige Gemeinde hat. Man kann die Altersstruktur ablesen und sie mit dem Vorjahr vergleichen.

Wer die Zahlen der letzten zehn Jahre vergleicht, merkt schnell, dass die Gemeinden schrumpfen. Hatten die Gemeinden 2011 noch 101.338 Mitglieder, so waren es 2018 nur noch 96.325. Da die Statistik auch Austritte, Sterbefälle und Umzüge erfasst, kann man sogar erfahren, aus welchen Gründen die Gemeinden kleiner werden. Zum einen: es gibt ein großes Missverhältnis zwischen Sterbefällen und Geburten. 2018 standen 1.572 Sterbefälle nur 227 Geburten gegenüber. Aber auch Austritte (546) kamen hinzu. Über die Motivation für die Austritte kann man wenig sagen.

Bei der genaueren Betrachtung der Zahlen ist zudem aufgefallen, dass bei Umzügen, die Summe der »Zuzügler« aus anderen Gemeinden, niedriger ist, als die Zahl der Personen, die angegeben haben, sie seien in eine andere Gemeinde verzogen. Das bedeutet: Nicht alle Jüdinnen und Juden melden sich bei einem Wohnortwechsel in der Gemeinde der neuen Stadt an. Die Statistik erzählt also bei genauer Analyse recht viel über das, was lange Zeit als »Renaissance« des Judentums in Deutschland galt. Aber einiges erfährt man nicht aus der Statistik. Man kann kein »Stimmungsbild« daraus ableiten. Gründe für Austritte und Wiedereintritte mag es zahlreiche geben. Warum nehmen die Menschen, die Angebote in Anspruch nehmen, diese wahr? Warum suchen einige hingegen keinen Kontakt zu ihrer Gemeinde? Was könnten Beweggründe für Menschen sein, sich bewusst keiner jüdischen Gemeinde anzuschließen?

Dazu haben viele Jüdinnen und Juden verschiedene Meinungen – wen mag das überraschen. Hört man einigen Gemeindevorsitzenden zu, sind alle ganz glücklich und alles läuft gut. Fragt man jemanden von der »Opposition«, dann ist alles ganz furchtbar und alle sind unglücklich. Irgendwo zwischen diesen Polen liegt die Realität. Sobald Gespräche die Phrasen »ich habe den Eindruck«, oder »für mich sieht es so aus« enthalten, ist klar, dass man im Bereich der »Bauchmeinung« unterwegs ist und keine belastbaren Daten hat. Selten macht man sich selber klar, dass man stets nur Feedback von den Personen erhält, mit denen man direkt zu tun hat. Im Gemeindealltag sind es diejenigen, die tatsächlich auch kommen. Die Stimmen derjenigen, die fernbleiben, können einen nicht erreichen.

Einen Indikator für Schräglagen gibt es jedoch: Wenn jemand behauptet, das Gemeindeleben sei vollständig harmonisch, dann könnte das ein Hinweis auf Stillstand sein. Neue Ideen entstehen meist durch Reibung und die Tatsache, dass man einen Mangel erkannt hat und offen benennt.

Auf diese Umstände hat der Zentralrat der Juden in Deutschland 2019 reagiert und versucht, herauszufinden, wer hinter den Zahlen in der Statistik steckt: Es wurde eine Umfrage initiiert. Im größeren Maßstab gab es das bisher nur in Berlin. Dort wurden 2002 alle Gemeindemitglieder zu verschiedenen Punkten befragt.

In Zusammenarbeit mit dem Jewish Joint Distribution Committe (JDC) und den Profis von infas hat man eine Onlinebefragung geschaffen, die nicht nur auf die Bestandsmitglieder abzielte.

Man nahm auch diejenigen in den Blick, die keine Gemeindemitglieder waren. Eine weitere Zielgruppe waren Personen, die einen jüdischen Vater haben (und keine jüdische Mutter) und dementsprechend eigentlich keine Möglichkeit hätten, Mitglied einer jüdischen Gemeinde in Deutschland zu werden. Wer kann tatsächlich sagen, wie viele Menschen das betrifft?

Der oder die Befragte macht Angaben zu seiner Altersgruppe, zur ungefähren Größe der Mitgliedsgemeinde und zur religiösen Selbstverortung, also »orthodox«, »liberal« oder sonst irgendwie, und wird dann nach Programmen oder gefragt, die er oder sie kennt. Es wird auch gefragt, wovon man sich mehr wünscht, oder ob man sich überhaupt »abgeholt« fühlt. Antisemitismus spielt auch eine kleine Rolle. Es ist also keine Umfrage im Sinne von »wie zufrieden sind sie? 1 steht für sehr zufrieden und 10 für eingeschränkt zufrieden.« Der Umfrage ist abzulesen, dass man sich den Fakten stellen möchte.

Die Umfrage wurde in deutscher, englischer, russischer und hebräischer Sprache verfügbar gemacht – sollte also die Hauptsprachen des jüdischen Deutschlands abdecken. Einen Nachteil hatte die Befragung jedoch: Sie wurde ausschließlich online angeboten – das liegt zum einen an den datenschutzrechtlichen Bestimmungen, nach denen die Gemeinden nicht einfach Telefonnummern (beispielsweise) für Telefonumfragen hätte weitergeben dürfen. Zum anderen wären die Befragten sicherlich befangener, wenn sie den Fragebogen in der Gemeinde, oder mit einem Gemeindemitarbeiter ausfüllen müssten. Es könnte also sein, dass die Generation 60plus deutlich unterrepräsentiert sein wird, obwohl sie den Großteil der Mitglieder der jüdischen Gemeinden ausmacht: Bestünde das jüdische Deutschland aus zehn Personen, wären das sechs Senioren, drei Erwachsene und ein Jugendlicher. Auf der anderen Seite könnte dies eine Chance sein – denn alle anderen dürften dementsprechend weniger Gehör finden und seltener befragt werden.

Ohne Untertreibung kann man festhalten, dass diese Befragung ein riesiger Meilenstein ist, auch wenn die Ergebnisse noch nicht veröffentlicht werden. Es ist der Willen und die Absicht da, sich den nackten Fakten zu stellen.

Chajm Guski

Herbert Rubinstein – »Düsseldorf ist meine Heimat«

Wer ihn trifft, kann sich seiner Tatkraft und Begeisterungsfähigkeit nicht entziehen! Seit über 60 Jahren ist Herbert Rubinstein Mitglied der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf und bis heute eine zentrale Säule jüdischen Lebens in Nordrhein-Westfalen. Dabei kann er auf ein bewegtes Leben zurückblicken.

Als Herbert Rubinstein im Jahr 1956 in die Jüdische Gemeinde nach Düsseldorf kam, lag schon ein bewegendes Lebenskapitel hinter ihm. Am 26. Februar 1936 im bukowinischen Czernowitz (heute Ukraine) als Sohn des Rechtsanwalts Dr. Max Rubinstein und seiner Frau Berta geboren, erlebte Herbert in den ersten Jahren eine unbeschwerte und glückliche Kindheit. Die gutbürgerliche Familie wohnte unter einem Dach mit seinen Großeltern mütterlicherseits Leon und Anna Wolf und war deutsch-jüdisch geprägt. Doch im Sommer 1940 holte die grausame Realität des Krieges die Familie Rubinstein ein. Als die Region Nordbukowina im Sommer 1940 Teil der Sowjetrepubliken wurde und Rumänien am 22. Juni 1941 auf die deutsche Seite übertrat, begann der Krieg gegen die Sowjetunion. Im Juni 1940 erlebte Herbert den ersten schmerzhaften Abschied, als sein Vater zum Kriegsdienst in die Sowjetarmee zwangseingezogen wurde.

Die folgenden Jahre unter nationalsozialistischem Einfluss änderten die Verfassung der Gesellschaft grundlegend: Im Juli 1941 wurden Anfeindungen gegenüber Jüdinnen und Juden im Alltag immer spürbarer. Die frühere freundliche Haltung gegenüber den Juden erlosch, und in rumänischen Städten kam es zu gewalttätigen Pogromen. Herbert Rubinsteins Familie blieb glücklicherweise vorerst von den Ausschreitungen verschont, doch die folgenden Jahre bis 1945 wurden bestimmt vom Leben im Ghetto 1941, von der Flucht vor den Nationalsozialisten und von den Sanktionen der Sowjets. Als die rumänischen Juden in Lager ins rumänisch besetzte Transnistrien deportiert wurden, gelang es Berta, ihrem Vater Leon Wolf und Herbert durch gefälschte, polnische Dokumente das Leben zu retten und das Czernowitzer Ghetto wie durch ein Wunder zu überleben. Der Zug in den Tod verließ den Bahnhof Czernowitz ohne die genannten drei Menschen. Es folgten lange Jahre der Flucht. Nach der Rückeroberung von Czernowitz im Frühjahr 1944 durch die Rote Armee kehrten Herbert und seine Mutter nach Czernowitz zurück. Dort erreichte sie die schmerzhafte Nachricht vom Tod des Vaters Dr. Max Rubinstein im Mai 1945, wenige Tage vor Kriegsende.

Nach den Schrecken des Krieges waren sie zwar befreit, aber nicht frei: Nach 1945 unterlagen sie der Willkür des repressiven sowjetischen Regimes. Berta Rubinstein wurde die widerrechtliche Ausstellung von Lebensmittelkarten vorgeworfen, und sie wurde inhaftiert. Dank der Hilfe des Auschwitz-Überlebenden und ehemaligen Düsseldorfers Max Rubin, den Bertha nach der »Befreiung« aufgenommen hatte, gelang es der Familie schließlich Ende 1946, über Polen und Prag nach Amsterdam zu fliehen. Dort, als 10-Jähriger, begann für Herbert der erste reguläre Schulbesuch. Mit 18 Jahren begann er seine berufliche Tätigkeit im elterlichen Herstellungsbetrieb von Kleinlederwaren in Amsterdam, bevor er im Jahr Ende 1956 zu seiner Mutter und seinem »zweiten Vater« – Max Rubin – nach Düsseldorf zog.

Nach den Schrecken der Schoah stellte die Jüdische Gemeinde Düsseldorf in der Nachkriegszeit einen zentralen Anlaufpunkt für viele Czernowitzer Jüdinnen

und Juden dar, vor allem weil damals die Wiedergutmachungsbehörde in Düsseldorf ansässig war. An seine Ankunft in der Düsseldorfer Gemeinde erinnert sich Herbert Rubinstein noch genau: »Ich selbst kam im Jahre 1956 nach Düsseldorf und mit mir viele Glaubensgenossen. Obgleich ich aus Czernowitz (Bukowina), heute Ukraine, stammte, war mein Selbstverständnis immer deutsch-jüdisch, dies kam auch durch unsere Sprache zum Ausdruck, denn Deutsch war dort unsere Alltagssprache, für mich meine Muttersprache. Ich wuchs in der Tradition des modern-traditionsbewussten Judentums auf, und dieses Umfeld prägte mich. […] Meine Ankunft in Düsseldorf und der Neubeginn in einer westdeutschen jüdischen Gemeinde definierten für mich wieder eine Form von Heimat. […] Düsseldorf bedeutete für mich auch erst den richtigen Einstieg in die jüdische Religion. So ging es vielen Glaubensgenossen. Hiermit verbunden war insbesondere der Zuzug ehemaliger jüdischer, Czernowitzer Rechtsanwälte und ihrer Familienange-

»von Czernowitz nach Düsseldorf«

hörigen, sowie die Industrie der Region, die vielen eine Aussicht auf Arbeit versprach,« so Herbert Rubinstein in einem Interview mit dem Verfasser 2018.

Gemeinsam mit Max Rubin und seiner Ehefrau Berta Rubin, verwitwete Rubinstein, arbeitete Herbert in Düsseldorf in der elterlichen Damengürtelfabrik und reiste mit den Kollektionen durch die ganze Bundesrepublik – ein ganz persönlicher Integrationsprozess, bei dem er die Kultur und Gesellschaft des neuen Landes kennenlernte.

Auf einem Chanukka-Ball in der Düsseldorfer Rheinterrasse lernte Herbert Rubinstein seine zukünftige Frau Ruth kennen. Sie wurde in Tel-Aviv geboren, damals noch Palästina, ab 1948 Israel. Der Gesundheitszustand ihres Vaters, eines Kölner Juden, der 1934 nach Palästina von Deutschland ausgewandert war, zwang die Familie, Israel zu verlassen, und so zogen sie 1958 nach Köln. Es entstanden somit schon damals enge Beziehungen zur Synagogengemeinde Köln. Neben seiner Arbeit mit der Bekleidungsindustrie als Zulieferer, rückte seit der Gemeinderatswahl 1972 für Herbert Rubinstein zunehmend mehr das Engagement in der Gemeinde in den Mittelpunkt. Dabei entstand auch eine enge Freundschaft mit dem späteren Präsidenten des Zentralrats Paul Spiegel (1937-2006), der seit 1967 Mitglied des Gemeinderates und von 1984 bis 2002 Vorsitzender des Gemeinderates war. Herbert selbst wurde 1984 Vorstandsmitglied der jüdischen Gemeinde Düsseldorf, die in den folgenden Jahren eine erfolgreiche Entwicklung nahm.

Im Januar 1996 – er wollte eigentlich in Pension gehen – eröffnete sich ein weiteres Kapitel: Herbert Rubinstein übernahm die Funktion des hauptamtlichen Geschäftsführers des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Nordrhein. Bis Dezember 2008 prägte er in diesem Amt die Entwicklungen im Landesverband entscheidend. Der Verband ist heute mit etwa 16.000 Mitgliedern und 8 angeschlossenen jüdischen Gemeinden der größte jüdische Landesverband in Deutschland.

Maßgebenden Anteil daran hatte Herbert Rubinstein. Denn in sein jahrzehntelanges Engagement fällt auch die Phase des Zuzugs und der Integration von Menschen jüdischer Abstammung aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion. Als sich ab 1990 durch den Zuzug die jüdische Bevölkerung in NRW nicht nur zahlenmäßig, sondern auch in Bezug auf bisheriges Gemeindeleben einschneidend demographisch veränderte, standen viele jüdische Gemeinden vor großen Herausforderungen. Die Integration war für Herbert Rubinstein besonderer Ansporn, denn von Anfang an fühlte er eine besondere innere Verbindung zu den Zugezogenen – nicht zuletzt aufgrund seines eigenen Schicksals.

Einhergehend mit den Veränderungen, konnte die Gemeinde Düsseldorf zahlreiche Projekte ab den 1990er Jahren realisieren: So eröffnete 1993 in Düsseldorf die Yitzhak-Rabin-jüdische Grundschule nach dem Berliner Vorbild der Heinz-Galinski-Schule. Sie versteht sich als eine Wiedergründung der im Jahre 1942 von den Nationalsozialisten verbotenen jüdischen Volksschule Düsseldorfs. Dafür erhielt die Gemeinde positive gesellschaftliche Resonanz, »denn die Qualifikation, die die Schülerinnen und Schüler dort erlangen, ist bei weiterführenden Schulen sehr angesehen. Im August 2016 konnte die Jüdische Gemeinde Düsseldorf zudem das jüdische Albert-Einstein-Gymnasium Düsseldorf eröffnen.« Für Herbert Rubinstein sind die Schulen ein entscheidender Beitrag, um die jüdische Religion in die Familien zu tragen: »Der Gedanke dahinter ist, den Eltern eine intensivere Bindung an die Gemeinde zu ermöglichen und über die Kinder

Herbert Rubinstein bei einem Gesprächsabend in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf

die Eltern in jüdischer Lebensauffassung zu erziehen.« Hierzu trägt auch die Religionsschule der Gemeinde erheblich bei, sowie eine ganze Reihe von Kultur- und Kultusangeboten.

Prägend für sein Engagement war, bleibt und ist seine Frau Ruthi. Sie steht voll hinter ihrem Ehemann und hat sich ebenfalls von Anfang an in vielen Ehrenämtern in die Jüdische Gemeinde Düsseldorf eingebracht, bis heute. Nach dem Ausscheiden von Herbert Rubinstein 1998 aus dem Gemeinderat wurde sie mit größter Stimmenzahl in den Gemeinderat und Vorstand gewählt. Vieles Erreichte ist Ruthi`s Wirken und Liebe für die Menschen zu verdanken. Bis heute.

Den Auswirkungen des Zuzugs, die bis heute spürbar sind, gewinnt Herbert Rubinstein Positives ab: »Nach meiner Einschätzung entwickelt sich die jüdische Gemeinschaft, die heute zu nahezu 90 Prozent aus Zuwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion besteht, zu einem »bejahenden« Judentum. Innerhalb der Gemeinden ist fest zu stellen, dass dank eines erfolgreichen Integrationsprozesses, der sich in den 1990er und Anfang der 2000er Jahre vollzog, in den Gemeinden eine Durchmischung der Mitgliederstruktur erfolgt. Die Zuwanderung half unseren Gemeinden, jüdische Religion wieder stärker in den Vordergrund zu stellen. Dadurch konnte sich gelebtes Judentum erhalten und sich als ein dazugehöriger Teil der Landesgeschichte verstehen.«

Die Erfahrungen seiner Generation und sein Engagement in der Gemeinde sowie im Landesverband hatten auch Einfluss auf den Weg seiner eigenen Familie: Seine Tochter entschied sich für ein Psychologiestudium, sein Sohn Michael studierte Medienplanung und Sohn Daniel Betriebswirtschaft. Alle drei Kinder durchliefen Kindergarten und Jugendzentrum der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf. Sein Sohn Michael machte, nach Tätigkeit in der freien Wirtschaft, seinen Weg als Geschäftsführer der Jüdischen Gemeinde Duisburg und findet wie sein Vater Erfüllung im Amt als Geschäftsführer des Landesverbandes Nordrhein, das er seit 2016 ausübt.

Motiviert und voller Tatendrang widmet sich Herbert Rubinstein im »geschäftigen Ruhestand« weiterhin dem Gemeindeleben. Angst macht ihm aktuell die zunehmende Enthemmung der Gewalt und wiederaufkommende Formen des Antisemitismus: »Nach einer vermeintlich ‚judenfreundlichen' Zeit erleben wir heute einen wieder zurückgekehrten, bedrohlichen und offenen Anti-Judaismus, der teilweise bereits gewalttätig ist. In Verbindung mit dem an vielen Stellen sichtbaren Hass auf Israel ist diese Entwicklung auch eine Bedrohung der Demokratie. Sorgen bereitet mir die gegenwärtige Antisemitismusdebatte, die durch politische Zerrissenheit in den etablierten Parteien zerredet wird. Die bestehenden Gesetze werden nicht voll genutzt, hier Ross und Reiter zu benennen und entsprechend zu handeln. Der mit der Muttermilch eingesaugte islamische Antisemitismus, den breite Kreise der Flüchtlinge aus den arabischen Ländern und auch teils aus der Türkei heute offen zeigen, ist, in Verbindung mit dem Antisemitismus von rechts und von links, eine ernsthafte Bedrohung für das Jüdische Leben in der Bundesrepublik und in Europa«.

Aufzuklären und Transparenz in die Gesellschaft zu tragen – vor allem bei jungen Menschen – ist für ihn daher eine Herzensangelegenheit. So ist Herbert Rubinstein weiterhin aktiv: Ob als Projektleiter der Jüdischen Kulturtage im Rheinland oder als Zeitzeuge im Gespräch mit Schüler*innen und Studierenden – jüdische Kultur in die Gesellschaft zu tragen, Demokratiebewusstsein zu fördern und damit den interkulturellen Dialog zu ermöglichen, ist für ihn die Aufgabe seines Lebens.

Sebastian Braun

Quellen

Auszüge aus dem Interview mit Herbert Rubinstein, das Dr. Uri-Robert Kaufmann und Sebastian Braun M.A. im Rahmen der Bestandsaufarbeitung »Fremd im eigenen Koffer« für die Alte Synagoge Essen bei einem Besuch der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf am 24. Januar 2018 führten.

»… eine Bedrohung der Demokratie«

Lotte Errell – Reisereporterin in den 1930er Jahren

Lotte Errell mit ihrem Team bei einer Rast im Iran, 1930er Jahre

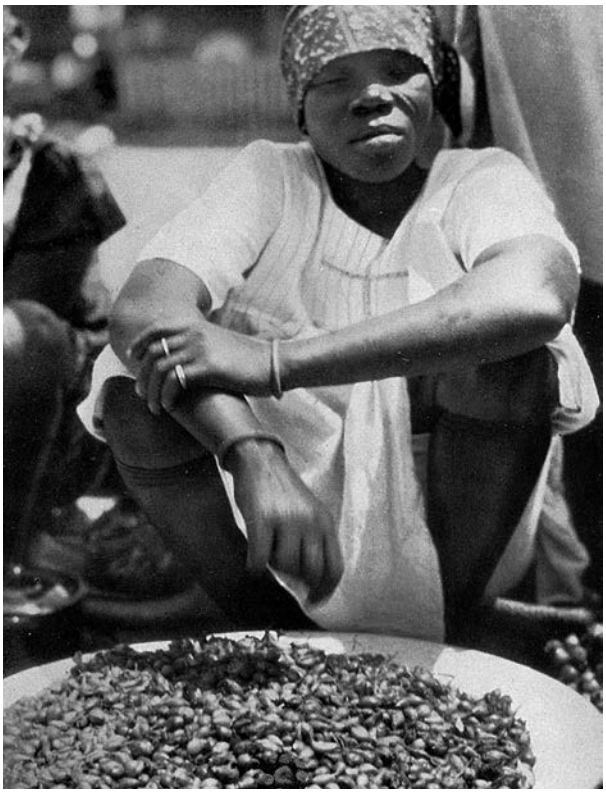
Anfang der 1920er Jahre hatte sich das Medium Fotografie bereits in vielen Bereichen etabliert, so etwa im Journalismus und in der Reisefotografie. Die Kameras waren kleiner und somit handlicher geworden. Ab 1925 fand auch die Kleinbildfotografie Eingang in die Profifotografie. Neben Männern waren es nun auch Frauen, die in der Fotografie, vor allem in der Illustriertenfotografie, neue Arbeitsfelder entdeckten und meist als Autodidaktinnen besetzen konnten. Als Fotografinnen hatten sie die Möglichkeit ihr Reisen, Schreiben und Fotografieren zum Beruf zu machen und damit finanzielle Unabhängigkeit zu erreichen. Zu den Frauen, die in den 1920er Jahren in dieses Berufsfeld einstiegen, gehörte auch Lotte Errell.

Die in Münster/Westf. geborene Fotografin und Journalistin Lotte Rosenberg (1902-1991) entstammte einer jüdischen Familie. Lotte Errell besuchte das Annette-von-Droste-Hülshoff-Lyceum, eine katholische Schule nur für Mädchen. Das Fotografieren erlernte sie als Assistentin des Berliner Fotografen und Werbegrafikers Richard Levy, den sie 1924 heiratete. Sein Künstlername war Errell (=RL). Diesen Namen behielt sie auch nach ihrer Scheidung 1933 bei. 1935 heiratete sie in Bagdad den Arzt Dr. Herbert Sostmann. Sie ist als Fotografin weiterhin unter dem Namen Lotte Errell tätig gewesen und bekannt geworden.

Lotte Errell hat in den 1920er und 1930er Jahren ethnologische Reportagereisen in Afrika und Asien unternommen, darunter einige auch im Auftrag des damaligen Ullstein-Verlags. Sie gilt als genaue Chronistin des exotischen Alltagslebens, der es einen »kolonialen Blick« zu vermeiden gelang. In der NS-Zeit, am 7. Dezember 1934, erhielt sie ein Berufsverbot für Deutschland. Zu dieser Zeit war sie bereits seit Längerem in Iran und im Irak unterwegs. Dort wurden sie und ihr Mann als feindliche Ausländer von den Engländern interniert, trotz ihres Judentums und ihres durch die Nationalsozialisten ausgesprochenen Berufsverbots. Lotte Errell hatte 1931 Deutschland verlassen, um die Welt fotografisch zu erkunden. Nach dem Berufsverbot und der zunehmenden Ausgrenzung der deutschen Juden in ihrer Heimat wurde ein Leben in der Fremde für die deutsche Jüdin zur Notwendigkeit.

Lotte Errell bezeichnete sich als Autodidaktin. Allerdings war ihr erster Ehemann

Lotte Errell mit Egon Erwin Kisch, 1936



Auf einem Markt an der Goldküste, heute Ghana, Foto von Lotte Errell

Richard Levy Werbefotograf und - grafiker. Möglicherweise hat sie bei ihm aber doch eine Art Ausbildung erhalten. Ihre erste Auslandsreise führte sie 1928/29 nach Afrika, in das heutige Ghana. Lotte Errell begleitete die Ethnologin Gulla Pfeffer und den Filmregisseur Dr. Friedrich Dalsheim. Das Ergebnis der Reise war ein Film, der im Juli 1930 in Berlin präsentiert wurde. In die Filmproduktion war sie nicht eingebunden, machte aber viele Fotos, die sie 1931 mit einem Reisebericht in einem Buch »Kleine Reise zu schwarzen Menschen« und in mehreren Zeitschriften veröffentlichte.

Im September 1931 startete sie ihre zweite Reise. Für den Ullstein-Verlag reiste sie für 15 Monate nach China. Zu ihren Stationen gehörten u.a. die Hafenstadt Szechuans, Peking und Shanghai. In China traf sie auch mit Egon Erwin Kisch zusammen, schon damals ein bekannter Reisefotograf und Journalist. Bei all ihren Fotos, aber auch den Texten steht wie schon in Afrika der Mensch im Mittelpunkt. Porträts und Momentaufnahmen von Personen überwiegen deutlich. Die Chinafotos bilden auch den größten Bestand in ihrem Werk. Die Reportagen der Chinareise waren auch die am meisten veröffentlichen Berichte der Fotografin. Nach den Erfahrungen in Afrika konzentrierte sich Lotte Errell ab 1931 ganz auf die Reisereportage. Auch der Stil ihrer Fotografie nährte sich dieser journalistischen Sehweise an. Weitere Reisen führten Lotte Errell 1934 nach England und Irland.

In Deutschland verschlechterten sich zunehmend die Arbeitsbedingungen für sie als Jüdin, da sie von den sich steigernden Ausgrenzungen und Diffamierungen betroffen war. Dank einer längerfristig angelegten Zusammenarbeit mit der Agentur Associated Press konnte Lotte Errell eine Reise in den Iran antreten und sich so den Nazis entziehen. Im Dezember 1934 erhielt sie ein vom Reichsverband der deutschen Presse ausgesprochenes Berufsverbot. In Deutschland konnte sie fortan nicht mehr unter ihrem Namen veröffentlichen. Aber bis 1937 fand sie noch ausreichende Unterstützung in den deutschen Redaktionen, um anonym oder unter Pseudonym veröffentlichen zu können.

Neben Iran reiste sie im Herbst 1935 durch Kurdistan. Erhalten geblieben sind u.a. Fotos einer kurdischen Hochzeit. Ein Aufenthalt in den USA 1938 brach-

te nicht die gewünschten Ergebnisse. Zwar entstanden wieder zahlreiche interessante Fotos, aber sie erhielt keine Anschlussverträge für den Nahen Osten, nicht zuletzt verhindert durch die amerikanischen Botschaften in Kairo und Bagdad. In diese Zeit fällt auch ein erster Versuch einer Immigration in die USA. Er scheiterte an der großen Zahl vom Emigranten, der Schließung der Botschaft in Bagdad und des Kriegseintritts der USA 1941. Zudem stand ihr Mann, Dr. Herbert Sostmann, der in Bagdad eine gut bezahlte Stelle als Arzt an einem Krankenhaus hatte, den Migrationsbestrebungen skeptisch gegenüber.

Mit dem Kriegsbeginn begann für Lotte Errell eine mehrjährige Odyssee durch britische Internierungslager. Ihre fotografische Arbeit kam dabei ganz zum Erliegen. Durch die Rassegesetze der Nationalsozialisten verlor sie die letzten Kontakte zu Deutschland. Inzwischen war ihr deutscher Pass mit einem »J« gekennzeichnet. Im November 1941 entzogen ihr die Nationalsozialisten die deutsche Staatsbürgerschaft, und Lotte Errell war staatenlos. Zudem betrachteten die Alliierten, im Irak vertreten durch die Britische Militärbehörde, sie als Angehörige eines verfeindeten Staates. Sie stand sogar im Verdacht einer Kooperation mit Nazideutschland. Man verdächtigte sie der Spionage, und damit war auch ihr Aufenthalt im Irak unsicher geworden.

Mit Kriegsausbruch wurden alle Deutsche im Irak, so auch Lotte Errell und Herbert Sostmann, interniert, konnten aber noch bis 1941 unter friedlichen Umständen in Bagdad leben. Als 1942 ihre Aufenthaltsgenehmigung erlosch, internierten die Briten Lotte Errell für mehrere Jahre in verschiedenen Lagern. Zunächst transportierten sie sie zwangsweise nach Palästina, von dort nach Afrika. Nach einem zweimonatigen Aufenthalt in Kenia verschleppte man sie nach Uganda, wo sie ab Februar 1943 in einem Lager bei Entebbe inhaftiert war. In dieser Zeit war sie von ihrem Mann getrennt, konnte auch kaum Briefkontakt mit ihm halten. Die Gründe für ihre Verhaftung und Internierung erfuhr sie nie. Die Alliierten klagen sie auch nie eines Vergehens an, bezweifelten aber sogar ihre jüdische Identität.

Lotte Errells eigene Verteidigungsversuche und mehrere Loyalitätserklärungen ihrer amerikanischen Kollegen wirkten schließlich wohl überzeugend. Anfang Februar 1944 konnte sie das Lager verlassen und in Entebbe als Sekretärin der Regierung Ugandas arbeiten. Im Februar 1945 durfte sie das Land verlassen und sollte über Kairo nach Bagdad reisen, wurde aber in Ägypten erneut verhaftet. Nach Stationen in Palästina und im Irak kehrten die Sostmanns im September 1954 nach Deutschland zurück und ließen sich in München nieder. Dort eröffnete Herbert Sostmann eine urologische Praxis. Ein zweiter Versuch, ein Einwanderungsvisum für die USA zu bekommen, war zuvor gescheitert. Herbert Sostmann starb 1981, Lotte Errell 1991.

Als Fotojournalistin konnte Lotte Errell nur etwa 15 Jahre arbeiten. Dennoch hat sie die Entwicklung der Reisefotografie und der Reisereportage mit wichtigen Impulsen vorangebracht. Sie zeichnete sich nicht nur durch ihre ausgedehnten Fernreisen aus, die sie allein unternahm, sie erreichte im Vergleich mit zeitgenössischen Fotografinnen und Reiseschriftstellerinnen einen hohen publizistischen Erfolg.

Die auf ihren Reisen entstandenen Arbeiten zeichnen sich sowohl durch ein breites Themenspektrum aus als auch durch eine Vielfalt an fotografischen Stilmitteln. Viele fotografische Tendenzen, entwickelt in den 1920er Jahren und fortgeführt in den 1930er Jahren, fanden in den Arbeiten von Lotte Errell ihre Entsprechungen. Ihre jüngsten im Nachlass erhaltenen Fotografien entstanden während ihrer USA-Reise. Hier lässt sich beispielhaft die gesamte Bandbreite ihres fotogestalterischen Vermögens aufzeigen. Das Spiel mit Licht und Schatten bei den Bauhaus-Objekten, erzählende Situationsbeschreibungen bei ihrer Fotoreportage über die Getreidebörse in Chicago und die exakt inszenierten Demonstrationen technischer und zivilisatorischer Errungenschaft in den Bildern der Mobilen Ambulanz, zeigen Lotte Errells souveräne Beherrschung fotografischer Stilmittel, die sie immer situationsbedingt zum Einsatz bringen konnte.

Vor diesem Hintergrund ist es sehr bedauerlich, dass Lotte Errell ihre Fotografinnen-Karriere nach der Rückkehr nach Deutschland nicht fortgesetzt hat. Deshalb möchte das Museum diese vergessene kühne Foto-Pionierin würdigen, die als Jüdin im Nahen Osten und in Afrika interniert diese Zeit überleben konnte. Die letzten und wohl bisher einzigen Einzelausstellungen gab es 1997 in Essen und anschließend Anfang 1998 in Berlin.

Thomas Ridder

alle Fotos:
Folkwangmuseum Essen,
Nachlass Lotte Errell

Die ab Mai 2020 in Dorsten geplante Lotte-Errell-Ausstellung muss wegen der Covid-19-Schließung des Museums verschoben werden, vermutlich auf Februar 2021. Bitte beachten Sie dazu unsere Medien (Website, social media, Newsletter).

Johanna Eichmann – ein Nachruf

Bei der Museumseröffnung im Juni 1992 mit Johannes Rau

Die Mitbegründerin des Jüdischen Museums Westfalen, Schwester Johanna Eichmann, ist am 23. Dezember 2019 im Alter von 93 Jahren verstorben.

Sie hat seit den 1980er Jahren in der Forschungsgruppe »Dorsten unterm Hakenkreuz«, der Kerngruppe des späteren Museumsvereins, mitgearbeitet und die meisten ihrer Publikationen mitgeprägt. Im Rahmen dieser Forschungen hat sie auch ihre eigene jüdische Lebensgeschichte offen gelegt: Sie war in einer jüdischen Familie in Recklinghausen aufgewachsen und 1933 zu ihrem Schutz getauft worden. Gegen Ende des Kriegs ließ der durch den nichtjüdischen Vater erreichte Schutz nach. Nach Zwangsarbeit und Illegalität befreit, studierte sie in Frankreich und trat in den Dorstener Ursulinen-Orden ein. Sie leitete viele Jahre dessen Gymnasium und wurde auch Oberin des Konvents.

Mit der Eröffnung des Jüdischen Museums übernahm sie 1992 die ehrenamtliche Leitung und prägte dessen Arbeit lange mit ihren Konzepten, Vorträgen und Netzwerken. In dieser Stellung hat sie auch die bei uns gezeigten Dauerausstellungen von 1992 und 2001/2004 wesentlich mitverantwortet – ebenso wie die Erweiterung unserer Möglichkeiten durch den Anbau 2001. Im Jahre 2006 zog sie sich aus Altersgründen von dieser Position zurück. Der Verein ernannte sie zur Ehrenvorsitzenden, und sie hat bis zuletzt Anteil an unserer Entwicklung genommen. Ihre Memoiren hat sie in zwei Büchern 2011 und 2013 niedergelegt.

Die Gemeinschaft in ihrem Konvent und der Schulgemeinde St.Ursula waren für sie ein lange entbehrtes Lebenselixier, von dem sie für all ihre weitgespannten Aktivitäten zehrte. Und ein bisschen stolz sind wir im Museum, dass sie in den letzten Jahren auch von uns als ihrer dritten Familie sprach, die ihr nicht nur Anerkennung, sondern auch ein »Aufgehobensein« bot. Das hängt wohl damit zusammen, dass die Mitarbeit in der Forschungsgruppe und im Jüdischen Museum ihr erlaubt hat, an die eigenen Wurzeln anzuknüpfen, sich mit ihrer Herkunft zu versöhnen, die vermeintliche Spannung zwischen der Jüdin Ruth und der Christin Sr. Johanna zu reflektieren und aufzulösen – in den Worten ihrer Großmutter »Unser Rüthchen bleibt ein Jüdchen.«

Für ihre regionalgeschichtliche Erinnerungsarbeit und ihre Verdienste um christlich-jüdische Dialoge erhielt Johanna Eichmann viele Ehrungen – das Bundesverdienstkreuz (1997), den Verdienstorden des Landes NRW (2006), sie war seit 2007 Ehrenbürgerin des Kreises Recklinghausen und seit 2011 der Stadt Dorsten. Und, was ihr besonders wichtig war: 2006 wurde ihr die Dr. Ruer-Medaille der Jüdischen Gemeinde Bochum – Herne – Hattingen verliehen.

Dass das Jüdische Museum Westfalen inzwischen weithin anerkannt ist, verdanken wir auch ihr. Der Trägerverein und das Mitarbeiter*innen-Team des Museums werden ihrer Persönlichkeit, die uns so viele Jahre anregend begleitet hat, in ehrender und freundschaftlicher Erinnerung gedenken. Das Gedeihen des Museums und seine Weiterentwicklungen waren für Johanna Eichmann bis zuletzt ein Quell der Freude; wir fühlen uns verpflichtet, die von ihr mitgestiftete Tradition einer aufklärenden Arbeit immer wieder neu zu beleben. Der hebräische Segenswunsch »Ihre Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.« wird sich erfüllen, die Kräfte, die Johanna Eichmann in die verschiedenen Sphären ihres Lebens einbrachte, werden dort weiter wirken.

Danke, Johanna, und Schalom!

Norbert Reichling

Antisemi…was?

Sieben Fragen zum Antisemitismus

Antisemitismus zeigt sich heutzutage ganz unterschiedlich: »Die Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen selbst, Israel, Fluchtbewegungen und vieles mehr bieten Anlässe für ganz unterschiedliche Meinungen, Vorstellungen und insbesondere Fragen. Denn niemand kann und muss alles über diese Themen wissen. Aber in einer Zeit, in der Angst vor Hass und Gewalt immer noch Teil des Lebens jüdischer Menschen ist, finden wir es wichtig, sich mit ein paar grundlegenden Fragen und Hintergründen zu beschäftigen.«, so die Autorin Karina Korneli

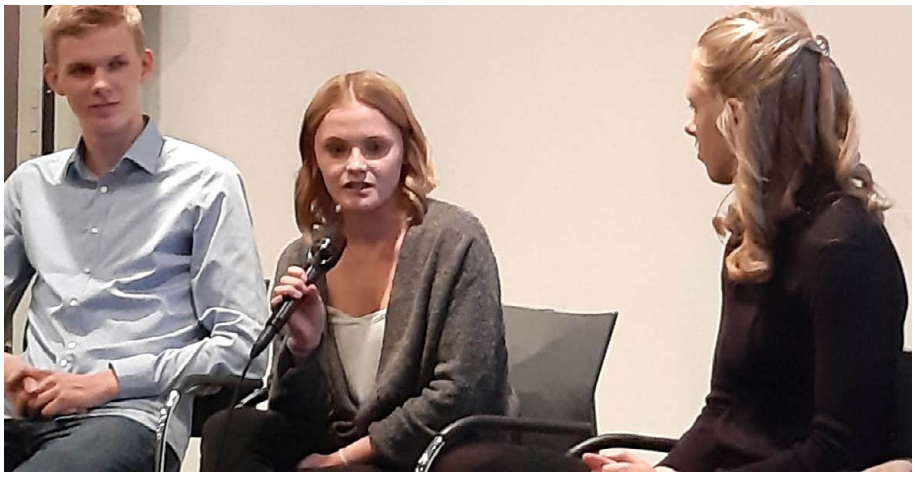
Warum müssen wir eigentlich über Antisemitismus reden? Wen betrifft Antisemitismus eigentlich? Warum ist »Du Jude« ein Schimpfwort? Gibt es überhaupt noch Juden in Deutschland? Können wir nicht endlich einen Schlussstrich ziehen? Ist Antisemitismus eine Form von Rassismus? Darf man Israel kritisieren? Bringen die Flüchtlinge Antisemitismus nach Deutschland?

Diese Fragen stellen uns Schüler*innen und fast täglich. Aber auch Lehrkräfte und andere Erwachsene bitten uns um Informations- und Argumentationsmaterial zu gegenwärtigem Judenhass.

Mit der nun vorliegenden Publikation, illustriert von Marc Kiecok, möchten wir diese Lücke schließen, und sie wird unsere pädagogische Arbeit ergänzen. In kurzen pointierten Erklärungen erfahren die Leser*innen, wie sich Antisemitismus heutzutage zeigt und wie wir ihn im Alltag erkennen können: »Vielleicht helfen uns die Antworten ja, Diskriminierung von Jüdinnen und Juden* zu erkennen und uns dagegen zu positionieren!«, überlegt die Autorin. Ein Nachwort von Mark Gutkin, dem Vorsitzenden der Jüdischen Kultusgemeinde Recklinghausen, zeigt die jüdische Sicht auf dieses gesamtgesellschaftliche Problem, das uns alle angeht.

Die Broschüre ist ein Ergebnis des Projekts »Antisemi…was? Reden wir darüber!« und nimmt dessen Erfahrungen auf. Dieses pädagogische Pilotprojekt zur Antisemitismuskritik in Westfalen wird zusammen mit dem Geschichtsort Villa ten Hompel (Münster) noch bis Juni 2020 durchgeführt (wir berichteten). Finanziert wurde die Broschüre durch das Landesprogramm »NRWeltoffen: Lokales Handlungskonzept gegen Rechtsextremismus und Rassismus«. Die Broschüre wurde über die Kreisverwaltung an alle weiterführenden Schulen im Kreis Recklinghausen verteilt, wird gerade nachgedruckt und ist kostenlos bei uns im Museum und als Download-pdf unter *www.antisemi-was.de* erhältlich.

Margot-Spielmann-Preis 2019



Mit dem jährlich vom Jüdischen Museum ausgeschriebenen Margot Spielmann-Preis für Projekte wurden im Dezember 2019 zwei Schulen aus Herten ausgezeichnet: die Martin-Luther-Europaschule und das Städtische Gymnasium. Beide Schulen haben mit ambitionierten Projekten die Holocaust-Gedenkveranstaltungen 2018 und 2019 gestaltet. Ein weiterer Projektpreis ging an eine ehemalige Schülerin des Städtischen Gymnasiums Löhne. Luise Hönig hatte aus Zeitzeugenporträts ein Theaterstück entwickelt, das sich mit Flucht und Vertreibung vieler Deutscher 1945 aus Schlesien befasste. Das Stück konnte sie mit Schauspieler*innen des Jugendclubs des Herforder Stadttheaters auf die Bühne bringen.

Des Weiteren wurden drei Schüler*innen mit dem Margot Spielmann-Preis für Facharbeiten ausgezechnet. Josef Tewinkel vom Gymnasium Remigianum in Borken hatte für seine Facharbeit »Überzeugte Kampfbereitschaft von Anfang bis Ende? Exemplarische Untersuchung der Einstellung deutscher Soldaten im Zweiten Weltkrieg anhand von Feldpostbriefen, Tagebucheinträgen und Zeitzeugenberichte« Briefe und Aufzeichnungen seines Großonkels untersucht.

Luca Julie Kuhlmann vom Gymnasium St. Ursula in Dorsten befasste sich in ihrer in englischer Sprache verfassten Arbeit »Kindertransport in Retrospective: Experience of Exile« mit dem Leben und dem Schicksal zweier Frauen, die mit den sogenannten Kindertransporten nach England gerettet werden konnten.

Die dritte Preisträgerin, Gabriela Kiedrzyn vom Gymnasium Georgianum in Vreden befasst sich in ihrer Facharbeit »Solidarität der polnischen Bevölkerung mit Juden im Zweiten Weltkrieg« mit der Geschichte einiger jüdischer Familien und ihrer nicht-jüdischen Helfer aus Rzeszow, die alle nach der Entdeckung auf offener Straße von deutschen Soldaten und polnischen Polizisten erschossen wurden.

Die Namensgeberin des Jugendgeschichtspreises

Und wie macht ihr das?

Team der Alten Synagoge Essen im JMW zum kollegialen Austausch

Wir freuen uns sehr, dass unsere Pädagogik im Februar die Kolleg*innen aus der Alten Synagoge Essen zum kollegialen Austausch willkommen heißen durfte. Die Idee stand schon länger im Raum und nun war es endlich soweit, dass die Essener*innen uns einen Besuch abstatteten.

MUNTERER PLAUSCH ÜBER UNSERE »JUDENTUMS-BIOGRAPHIEN« REGT ZUM NACHDENKEN AN

Bei Kaffee und Keksen entstand zunächst ein anregender Austausch über unsere eigenen »Judentums-Biographien«, ein munterer Plausch darüber, wie die einzelnen Mitarbeiter*innen zu ihrer Arbeit an den jüdischen oder jüdisch assoziierten Orten kamen, was sie interessierte und was sie in der Arbeit antreibt.

Darüber hinaus stellten Antje Thul und ich die Frage in den Raum, woher wir eigentlich unser Wissen über das Judentum beziehen. Was sind unsere Informationsquellen? Wie und wo bilden wir uns fort? Die Erkenntnis, dass viele unserer Quellen nicht-jüdisch sind, war für einige überraschend und regte zum Nachdenken an.

LIEBLINGSEXPONATE UND OBJEKTPROVENIENZ

Bei einem Ausstellungsrundgang präsentierten unsere Dorstener Honorarkräfte und Ehrenamtlichen den Kolleg*innen aus Essen die eigenen Lieblingsexponate, erzählten die eine oder andere Anekdote aus dem Museumsalltag und erfuhren ihrerseits, wie in Essen ähnliche Inhalte teilweise ganz anders aufgearbeitet werden. Wir hoffen, dass dieser Aspekt bei einem Besuch in Essen noch vertieft werden kann…

Wir kamen ins Gespräch über die Perspektiven, die unsere Dauerausstellung »L'Chaim! Auf das Leben!« einnimmt und welche Geschichten aus welchen Quellen hier vermittelt werden. Es kamen Fragen danach auf, wie wir die Ausstellung in unserer pädagogischen Arbeit nutzen, und nicht zuletzt, wie wir mit der immer virulenter werdenden Frage nach der Provenienz unserer Objekte umgehen.

Wir empfanden den Austausch als fruchtbar und freundschaftlich, bedanken uns für die mitgebrachten Ausstellungskataloge, die jede Dorstener Führungskraft mitnehmen durfte, und hoffen, dass es sich um ein Auftakttreffen für kontinuierlichere Zusammenarbeit handelte.

Naomi Roth

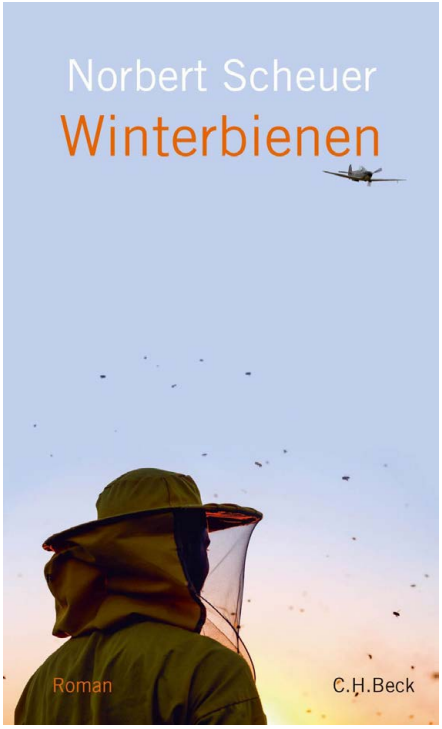
»Summt, Bienchen, summt …«

»Ein interessantes Buch«, sagte meine bibliophile Freundin, »aber definitiv zu viele Bienen!« Doch was lässt sich, angesichts des Titels »Winterbienen«, anderes erwarten? Und war nicht das Jahr 2019 ohnedies ein Bienenjahr, der Achtsamkeit gegenüber den bedrohten und doch so überlebenswichtigen Insekten eingedenk? »Bienchen, summt herum!«

Die Bienen sind absolut wichtig in diesem originellen und lesenswerten Roman von Norbert Scheuer, zu Recht auf die Shortlist für den Deutschen Buchpreis 2019 gelangt und zuvor bereits mit dem Wilhelm-Raabe-Preis ausgezeichnet. Von ihnen, den Bienen, erzählt Egidius Arimond in seinen Tagebuchaufzeichnungen der Kriegsjahre 1944/45. Mit den ersten Eintragungen entsteht das Bild des Schreibers und seiner Umwelt: Der Bienenzüchter Egidius, ehemaliger Lateinlehrer, wegen seiner Epilepsie des Schuldiensts verwiesen und zwangssterilisiert, lebt in dem Bergarbeiterstädtchen Kall in der Eifel nahe der belgischen Grenze, einer Gegend mit vulkanischen Bergen, deren üppige Vegetation seit Millionen Jahren den Bienen Heimat bietet. Ihre systematische Züchtung begann freilich erst mit der Christianisierung, und so gerät auch der Benediktiner Ambrosius, ein Urahn des Tagebuchschreibers, in den Fokus. Egidius übersetzt in der Ortsbibliothek die 1489 niedergeschriebenen Erinnerungen des Mönchs, der als Junge half, das Herz des Nikolaus von Kues zu bergen und in die Heimat zu transportieren – mit Hilfe der Bienen, versteht sich – und später, aus Liebe zu einem Bauernmädchen, den Orden verließ und Familie nebst Imkerei begründete, auch er im Übrigen bereits Epileptiker. Egidius, »der nach der Ideologie des Regimes ein Schmarotzer ist und eigentlich vernichtet gehört« (S. 25), vertraut auf die Hilfe seines Bruders, als hoch dekorierter Flieger »Held des Nationalsozialismus« und somit einigermaßen unantastbar, und die Zuneigung der Frauen, unter ihnen die Gattin des NS-Kreisleiters, denen er nach dem Liebesspiel ihre Lockenwickler entwendet.

Doch nicht als amouröses Souvenir, weit gefehlt! Um Geld für seine Medikamente zu verdienen, bringt Egidius jüdische Flüchtlinge über die Grenze, 200 RM erhält er für jeden Transport. »Zuerst kommt doch immer das Geld, dann kommt die Tugend.« (S. 25) Und wenn das auch verdächtig nach Brecht klingt, die rein humanitäre Motivation fehlt, so setzt er doch jedes Mal für die Rettung fremder Menschen und sein bisschen Verdienst sein Leben aufs Spiel. Nicht so das Leben der ihm Anvertrauten: Er versteckt sie in großen Bienenkörben und heftet ihnen fünf Lockenwickler an die Kleidung, in denen jeweils eine Bienenkönigin gefangen sitzt; bei einer Durchsuchung würden Tausende von stechfreudigen Bienen die Versteckten zudecken und die Verfolger in die Flucht jagen. Ein todsicheres Konzept, bislang nur einmal mit Erfolg erprobt. Die Aktion wird Anfang 1944, als der Krieg in die Eifel gelangt, ohnedies immer gefährlicher. Egidius erhält von einer anonymen Organisation eine schriftliche Nachricht, übernimmt, versteckt, versorgt die Flüchtlinge, wartet auf den Termin für den Weitertransport, bringt sie mit dem Pferdetransport zur belgischen Grenze, wo auch seine Bienenstöcke auf den Imker warten – und überzeugt sich Stunden später von ihrer Abholung. Akribisch protokolliert er, als Epileptiker immer von der Furcht vor dem Vergessen getrieben, die Umstände jeder Flucht in seinen Tagebüchern, die er, wo auch sonst, im Bienenstock verwahrt. Die Angst des Mädchens und seiner Tante, die zu vielen Besuchen zwingt, die Sehnsucht zweier Jungen nach dem Wiedersehen mit ihren Eltern in Amerika, die Hartnäckigkeit des alten Professors, der ebenso beharrlich wie ohnmächtig auf der Mitnahme seiner dickleibigen Bücher besteht; er wird den Transport nicht überleben.

Dazu Esther, die junge Mutter mit dem Baby, deren Flucht so gründlich missrät – der Verlust der Stoffpuppe, der Tod des Kindes, ein ungewisses Schicksal nach Vergewaltigung an der Grenze und kurzem Aufenthalt in Belgien, weil die vereinbarte Abholung ausblieb, und dann doch die glückliche Flucht nach Palästina. Davon erfährt Egidius nicht mehr, wohl



Norbert Scheuer

Winterbienen

Roman.
Verlag C.H.Beck
München 2019

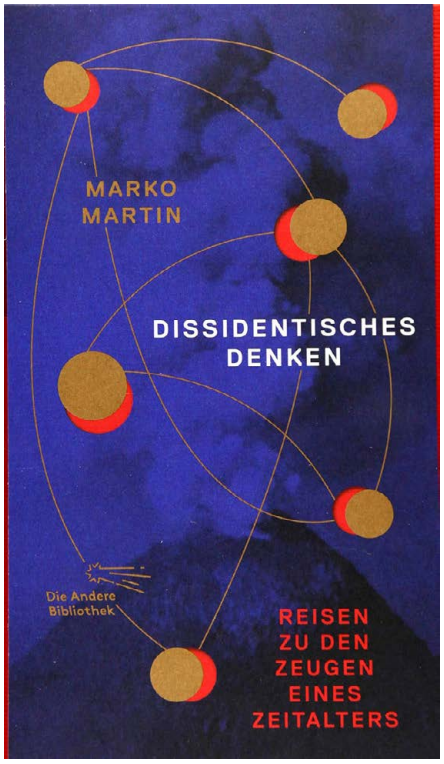
aber allem Anschein nach der Autor, der in der Supermarkt-Cafeteria von Kall von Egidius hört und seine Hinterlassenschaften übernimmt. Auf diese Weise gelingt Scheuer eine doppelte Vortäuschung von Authentizität: Der Schriftsteller wird zum Herausgeber fiktiver Tagebücher, die doch auch die Endzeit von Luftkrieg und NS-Diktatur historisch exakt dokumentieren. Wenn er Egidius einen Briefwechsel mit dem Verhaltensforscher Karl von Frisch führen und erwähnen lässt, der Wissenschaftler müsse den Nationalsozialisten besonders wichtig sein, da er trotz seiner jüdischen Abstammung weiter forschen könne, gehen fictio und factio eine überzeugende Allianz ein.

Alles passt zusammen in diesem absolut überzeugenden Buch: Witz und Tragik, Liebe und Tod, Chaos und Natur – deren einfühlsame Beschreibung bisweilen die lapidar-sachliche Berichterstattung ablöst – und über allem die Bienen. Ihr Leben gehorcht ewigen Gesetzmäßigkeiten, dem Zyklus der Tages- und Jahreszeiten, dem brutalen NS-Staat setzen sie ihr sanftes naturgemäßes Leben entgegen: »Bienen kooperieren in sehr komplexen Systemen. Alles im Bienenvolk scheint aufs Beste fürs Überleben und die Wohlfahrt des Volkes eingerichtet. Bienen sind nicht aggressiv, sie würden niemals andere Völker erobern und sie unterjochen; sind friedfertig, wenn sie sich nicht angegriffen fühlen.« (S. 19) Wer tagsüber dem Lärm der Bomber ausgesetzt ist, hört in der Nacht »das leise Singen der Winterbienen; ihr Chor klingt wie eine gleichmäßig schwingende Melodie, die von ihren zarten Flügelchen erzeugt wird.« (S. 43) Der Herr der Bienen und seine surrenden Fluchthelfer – nein, chère amie, in diesem Roman geht nichts ohne die Bienen! Sie verklären sogar den Tod ihres Züchters, der ihn brutal ereilt, als er endlich nach Kriegsende über neue Medikamente und entsprechende Sicherheit verfügt, den jüdischen Professor bestatten und die Bienenkörbe an der Grenze reparieren will. »Schwärme von Bienen hatten angeblich gerade ihre Stöcke verlassen, sie schwebten in Wolken von schwirrenden Schleiern überm Feld, so als wäre gar nichts geschehen; sie erschienen wie tanzende Sterne eines summenden Universums.« (S. 305) Summt, Bienchen, summt …

Reinildis Hartmann

Aus dem JMW

Buchtipps aus der Literaturhandlung



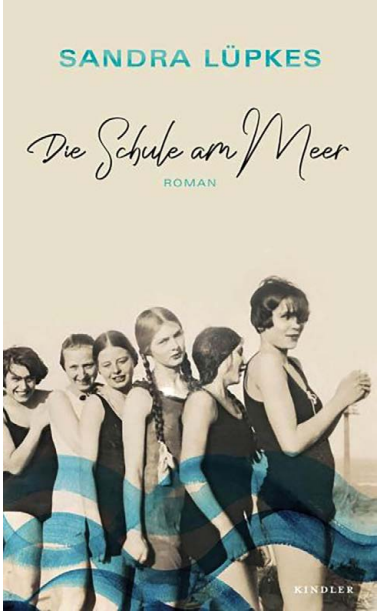
MARKO MARTIN

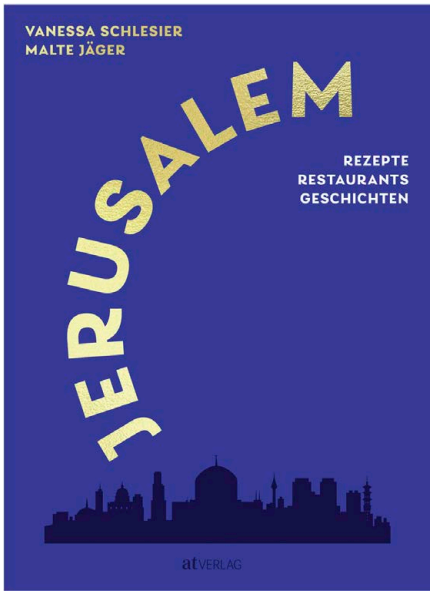
Dissidentisches Denken. Reisen zu den Zeugen eines Zeitalters

2019 – Die Andere Bibliothek, 42 €

Im Gedenkjahr an die Wende(n) des Jahres 1989: die geistigen Vorarbeiter, dissidentischen Denker und Wortführer der Kritik an den Regimen und Ideologien. Marko Martins essayistisch-erzählerische Spurensuche nimmt uns mit auf eine europäische (mitunter auch außereuropäische) Reise zu Orten, zu Büchern und vor allem zu Menschen, deren Denken uns gegen die Erinnerungslosigkeit helfen kann: Die meisten sind Überlebende einer Zeit, die wir bereits hinter uns glaubten und die totalitär oder nationalistisch gerade heute wieder beunruhigende Schatten wirft.

Czeslaw Milosz, aus Polen geflüchtet, wird zum Freund von Albert Camus, Max Brod rettet sich aus Prag nach Tel Aviv, wo er Edgar Hilsenrath erste literarische Impulse gibt, Jean Améry traf in Auschwitz auf Primo Levi. Vom Charta-77-Mitbegründer Jan Patocka führt eine Spur zu Meisterdenker André Glucksmann in Paris, vom Brecht-Schüler Horst Bienek zum Romancier und Menschenkenner Julien Green. In Prag trifft Marko Martin den 68er-Romancier Pavel Kohout, der sich wieder illusionslos gegen die autoritäre Politik engagiert. Aus Besuchen, Reisen und Porträts entsteht ein dichtes geistiges Gewebe, in dem neben anderen Václav Havel und Milan Kundera, André Gorz oder Josef Skovrecky, Ahron Appelfeld oder Jürgen Fuchs in der DDR mitwirken.





SANDRA LÜPKES

Die Schule am Meer

2020 Rowohlt, 22 €

Juist, 1925: Tatkräftig und voller Ideale gründet eine Gruppe von Lehrern am äußersten Rand der Weimarer Republik ein ganz besonderes Internat. Mit eigenen Gärten, Seewasseraquarien und Theaterhalle. Es ist eine eingeschworene Gemeinschaft: die jüdische Lehrerin Anni Reiner, der Musikpädagoge Eduard Zuckmayer, der zehnjährige Maximilian, der sich mit dem Gruppenzwang manchmal schwer tut, sowie die resolute Insulanerin Kea, die in der Küche das Sagen hat. Doch das Klima an der Küste ist hart in jeder Hinsicht, und schon bald nehmen die Spannungen zu zwischen den Lehrkräften und mit den Insulanern, bei denen die Schule als Hort für Juden und Kommunisten verschrien ist. Im katastrophalen Eiswinter von 1929 ist die Insel wochenlang von der Außenwelt abgeschlossen. Man rückt ein wenig näher zusammen. Aber kann es Hoffnung geben, wenn der Rest der Welt auf den Abgrund zusteuert?

WILMA GELDOF

Reden ist Verrat

ab 14 Jahre,
2020 Gerstenberg Verlag,
18 €

»Reden ist Verrat«, schärft Frans ihnen immer wieder ein. Nachdem Freddie miterleben musste, wie die bei ihnen untergetauchten Juden abgeholt wurden, hat sie sich seiner Widerstandsgruppe angeschlossen. Von ihren lebensgefährlichen Aktionen gegen die deutschen Besatzer darf sie niemandem erzählen, nicht einmal ihrer Mutter. Dabei geht es um mehr als Flugblätter zu verteilen oder Kurierdienste zu erledigen. Doch die Arbeit im Widerstand geht nicht spurlos an Freddie vorüber. Tut sie wirklich das Richtige? Und wem kann sie noch trauen?

Der Roman basiert auf der wahren Geschichte des jüngsten niederländischen Mädchens im Widerstand. Eine spannende Erzählung von Mut und Angst, Liebe und Verrat, die unter die Haut geht.

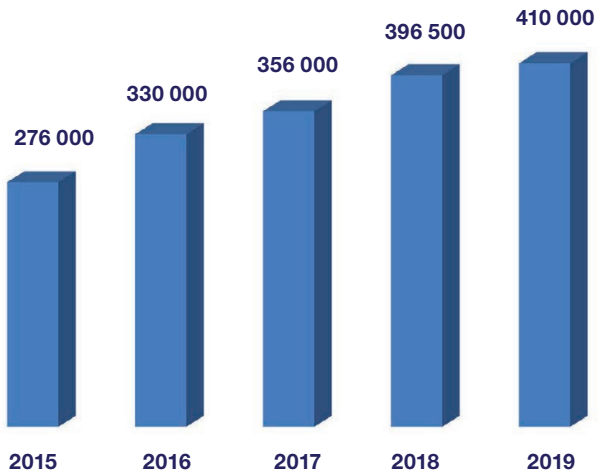
VANESSA SCHLESIER

Jerusalem – Rezepte, Restaurants

Geschichten, 2020 AT Verlag, 29,90 €

Jerusalems Küche ist bunt, dynamisch, jung und kreativ. Egal, für welche Gerichte sich der Besucher der Stadt entscheidet, immer geht es um Genuss und fröhliches Zusammensein. Die Autorin stellt ausgewählte Restaurants, Cafés und Bars vor, verrät ihre Rezepte, erzählt die Geschichten ihrer Entstehung und porträtiert ihre Köchinnen und Köche. Kurze, spannende Reportagen machen dieses Buch auch zu einem wunderbaren Lesebuch. War der kulinarische Hotspot Israels bislang Tel Aviv, so konkurriert inzwischen Jerusalem die weiße Stadt am Meer. Nirgendwo beeindruckt Israels Küche so sehr durch ihre Vielfalt und Kreativität wie in Jerusalem, der Stadt, die schon immer ein Schmelztiegel unterschiedlicher Kulturen war. Hier treffen sich Menschen aus der ganzen Welt: Israelis, Palästinenser, Aramäer, Marokkaner, Äthiopier, Jemeniten, Menschen aus Osteuropa. So unterschiedlich wie die Herkunft ihrer Bewohner ist, so vielfältig sind die Gerichte der arabisch-levantinischen und der klassisch europäisch-jüdischen Küche.

Aus der Geschichtskultur



Besuchszahlen in den Gedenkstätten NRWs

Eingang des NS-Dokumentationszentrums Köln
© Raimond Spekking / CC BY-SA 4.0 (via Wikimedia Commons)

NRW: BEEINDRUCKENDE ENTWICKLUNG

Die NS-Gedenkstätten in Nordrhein-Westfalen haben 2019 so viele Besucherinnen und Besucher wie nie zuvor empfangen. Einer Erhebung des Arbeitskreises der NS-Gedenkstätten und -Erinnerungsorte in NRW e.V. folgend konnten die Einrichtungen im vorherigen Jahr erstmals über 400.000 Besuche zählen. Zum Vergleich: Noch 2015 kamen lediglich 276.000 Personen in die Einrichtungen.

Für Prof. Dr. Alfons Kenkmann, Vorsitzender des Arbeitskreises, zahlt sich so nachhaltiges bürgerschaftliches Engagement aus: »Viele Gedenkstätten wurden von interessierten Personen vor Ort erstritten. Ihre schrittweise Professionalisierung und das nachhaltige Engagement ermöglichen überhaupt erst das kontinuierlich wachsende Interesse an der Arbeit.«. Die Erinnerungslandschaft Nordrhein-Westfalens zeichne sich durch eine dezentrale Struktur in kommunaler oder ehrenamtlicher Trägerschaft aus, die Geschichten vor Ort greifbar mache.

Etwa die Hälfte der Gäste kam in Gruppen und nutzte die vielfältigen Vermittlungsangebote der 29 Einrichtungen im Rheinland und in Westfalen, die im Arbeitskreis zusammengeschlossen sind. Über 6.600 Führungen sowie mindestens 1.800 Seminare vor allem auch mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen verdeutlichen das ständige Interesse von Schulen und anderen Bildungsträgern, aber auch von Berufsgruppen wie Polizei und Bundeswehr.

Dass viele NS-Gedenkstätten in NRW neben ihrer erinnerungskulturellen und pädagogischen Funktion auch wissenschaftliche Aufgaben wahrnehmen, zeigen über 3.100 Rechercheanfragen. Zahlreiche Veranstaltungen wurden von etwa 70.000 Menschen besucht. Auch all diese Zahlen belegen sowohl einen quantitativen wie auch qualitativen Zuwachs des Interesses.

WUPPERTAL-KEMNA

Im KZ Kemna bei Wuppertal wurden vom Sommer 1933 an insgesamt 4.500 Häftlinge – meist Kommunisten oder SPD-Mitglieder – eingesperrt und misshandelt. Seit den 1980er Jahren erinnern erste Gedenkzeichen an diesen Terrorort, der lange überwiegend wirtschaftlich genutzt wurde. Im Herbst 2019 kaufte der Gesamtverband evangelischer Gemeinden im Kirchenkreis Wuppertal das Gelände für 1,1 Millionen Euro. Nutzen will die Kirche das rund 2500 Quadratmeter große Verwaltungshaus und den daneben liegenden Anbau mit rund 1600 Quadratmetern. Das Haupthaus stammt von etwa 1900 und wurde damals als Putzwollfabrik erbaut. Den Anbau mussten 1933 die KZ-Häftlinge errichten, die anfänglich in Zelten und Baracken hausten. Einige Industriehallen aus den 1990er Jahren sind und bleiben verpachtet. Geplant sind seitens der Kirche die Einrichtung eines Gedenkortes und ein neues Archiv für den Kirchenkreis.

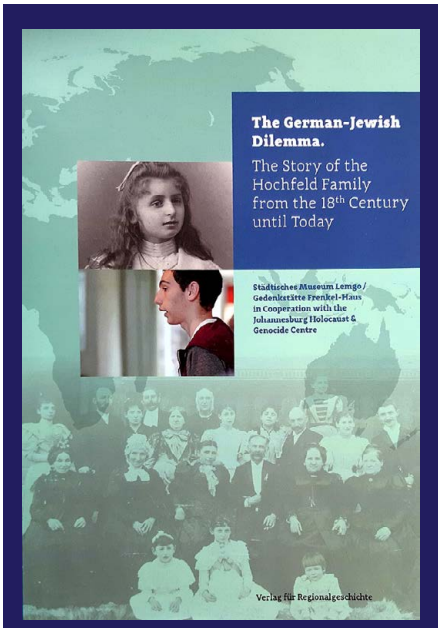
KÖLN

Das NS-Dokumentationszentrum Köln, die größte Gedenkstätte in NRW, beging im Dezember 2019 ihr 40jähriges Bestehen – mit einem Festakt, einer Sonderausstellung und mehreren Veranstaltungen. Das Haus befindet sich (erneut) in einer Umstrukturierung, da die Stadt als Träger eine bauliche und thematische Erweiterung ermöglicht – eiune Erweiterung zum »Haus für Erinnern und Demokratie«. (Auch hier gibt es übrigens auf der Website einen virtuellen 3D-Rundgang!)

Neue Veröffentlichungen zur Regionalgeschichte

FAMILIE HOCHFELD AUS LEMGO

Seit dem 19. Jahrhundert waren Hochfelds erfolgreiche Händler in der Stadt Lemgo. Anfang des 20. Jahrhunderts zog ein Familienzweig nach Hamburg. Nach 1933 emigrierten Hochfelds nach Großbritannien, USA, Palästina und Südafrika. Die in Deutschland gebliebenen Familienmitglieder wurden ermordet. 2017 zeigte das Lemgoer Museum eine Ausstellung zur Geschichte der Hochfelds; zur Eröffnung trafen sich 59 Nachfahren aus 7 Ländern in 5 Kontinenten. 2019 wurde die Ausstellung im Johannesburg Holocaust & Genocide Centre gezeigt.



Jürgen Scheffler (Hrsg.):

The German-Jewish Dilemma.

The Story of the Hochfeld Family from the 18th Century until Today

88 S., Gütersloh 2020,
Verlag für Regionalgeschichte,
14,90 €

GERETTET – AUF ZEIT. KINDERTRANSPORTE NACH BELGIEN 1938/1939

Die entsprechende Ausstellung des Kölner Lern- und Gedenkorts Jawne ist leider schon beendet. Doch der Katalog kann ein bisschen dafür entschädigen, falls man sie verpasst hat: Aus dem gesamten Deutschen Reich konnten 1938 und 1939 etwa tausend jüdische Kinder der Ausgrenzung und Verfolgung im nationalsozialistischen Deutschland nach Belgien entkommen – eine nur vorläufige Sicherheit, wie sich spätestens nach der deutschen Besetzung Belgiens im Mai 1940 herausstellte. Ermöglicht wurden diese Kindertransporte durch das außergewöhnliche Engagement vieler Organisationen und Menschen in Belgien und in Deutschland. Wie die Ausstellung stellt das Buch nahezu unbekannte Rettungsgeschichten und die außergewöhnlichen Lebenswege der geretteten Jungen und Mädchen vor. Und nicht zuletzt thematisiert sie die große Hilfsbereitschaft der belgischen Bevölkerung, der viele Kinder ihr Leben verdanken. Mehr Informationen: *www.hagalil.com/2020/01/gerettet-auf-zeit/*

Bezug des Katalogs:

Claire Merkord u.a.,

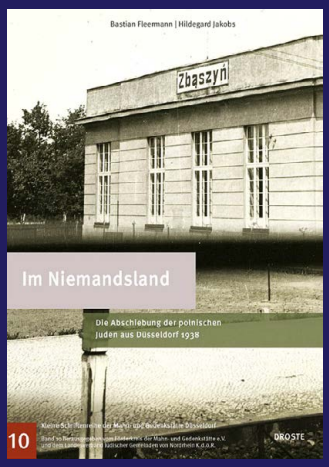
Gerettet – auf Zeit. Kindertransporte nach Belgien 1938/39.

66 S., gebunden, Köln 2019, beim Lern- und Gedenkort Jawne, Albertusstr. 26, 50667 Köln, info@jawne.de

1938 – »IM NIEMANDSLAND«

Die brutale Abschiebung von mehr als 17.000 jüdischen Menschen an die deutsch-polnische Grenze am 28. und 29. Oktober 1938 betraf polnische oder polnischstämmige Familien aus dem ganzen Reich. Die meisten davon lebten seit Jahrzehnten in Deutschland, waren integriert und sprachen Deutsch. Durch einen diplomatischen Konflikt zwischen der NS-Regierung und dem polnischen Staat wurden die Familien über Nacht aus ihrem Lebensalltag gerissen und ins Grenzland zu Polen deportiert. Die Polen ließen sie am Grenzort Zbąszyń nur zögerlich ins Landesinnere. Unter den Verhafteten und später Abgeschobenen im waren tausende Juden aus dem Rheinland und aus Westfalen – und 441 Frauen, Männer und Kinder aus Düsseldorf.

Begleitend zur Ausstellung der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf (bis März 2020 präsentiert) ist erschienen:



Bastian Fleermann | Hilde Jakobs:

Im Niemandsland. Die Abschiebung der polnischen Juden aus Düsseldorf 1938,

84 S., Düsseldorf 2019,
Droste-Verlag, 7€

8. Mai 1985

Richard von Weizsäckers Rede zum 40. Jahrestag des Kriegsendes

Vor wenigen Monaten – am 23. Januar 2020 – hielt Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier 75 Jahre nach der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz eine international viel beachtete und zumeist positiv aufgenommene Rede in der Gedenkstätte Yad Vashem in Israel. 35 Jahre zuvor – am 8. Mai 1985 – hatte schon einmal ein deutscher Bundespräsident eine bemerkenswerte Rede gehalten, die sich intensiv mit der deutschen Vergangenheit und ihrer Erinnerung auseinandergesetzt hatte und heute als Zäsur in der deutschen Erinnerungskultur gilt.

Eigentlich war angedacht, den 40. Jahrestag der Beendigung des Krieges in Europa und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft mit einem ökumenischen Gottesdienst im Kölner Dom zu

»Wer seine Ohren und Augen aufmachte, wer sich informieren wollte, dem konnte nicht entgehen, daß Deportationszüge rollten.«

begehen und in diesem Rahmen an das Geschehene zu erinnern. Kritiker empfanden einen Gedenkgottesdienst jedoch als zu unpolitisch und zu wenig symbolisch, weshalb schließlich beschlossen wurde, im Vorfeld des Gottesdienstes eine Gedenkstunde im Plenarsaal des Deutschen Bundestages zu veranstalten. Der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker (1920-2015) sollte in diesem Rahmen eine Rede halten und dabei auch die westdeutsche Nachkriegsgeschichte in den Blick nehmen, die bis dahin von einem unsicheren und umstrittenen Umgang mit der nationalsozialistischen Herrschaft geprägt war.

Die Rede, die in neun Abschnitte gegliedert ist, beschäftigte sich auf der einen Seite mit den Ursachen des Zweiten Weltkriegs und des Holocaust sowie auf der anderen Seite mit den Folgen wie Flucht, Vertreibung und der Teilung Europas. Vor allem stellte sie sich als so bedeutsam heraus, da von Weizsäcker den 8. Mai nicht mehr als Tag der Niederlage verstanden wissen wollte, sondern als »Tag der Befreiung vom menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft«. Gleichzeitig lehnte er die Vorstellung einer Kollektivschuld mit den Worten »Schuld ist, wie Unschuld, nicht kollektiv, sondern persönlich« ab, sprach sich jedoch für ein gestärktes Verantwortungsbewusstsein im Hinblick auf den Umgang mit der Vergangenheit aus: »Die Jungen sind nicht verantwortlich für das, was damals geschah. Aber sie sind verantwortlich für das, was in der Geschichte daraus wird.« In diesem Zusammenhang schloss er seine Rede auch mit einer Bitte an die Jugend: »Lernen Sie, miteinander zu leben, nicht gegeneinander.« Mit klareren Worten hatte bislang kein deutsches Staatsoberhaupt zur Vergangenheit Stellung bezogen.

So wurde die Rede auch nach dem 8. Mai 1985 noch intensiv behandelt. Trotz einiger kritischer Stimmen aus CDU und CSU, die für ein Ende der intensiven Beschäftigung mit der Vergangenheit plädierten, und späterer Kritik durch HistorikerInnen aufgrund mancher Formulierungen fand die Rede breite gesellschaftliche Verbreitung und Zustimmung: Sie wurde mehrfach im Fernsehen wiederholt, auf Tonträgern veröffentlicht, in mehrere Sprachen übersetzt und in zwei Millionen gedruckter Exemplare an interessierte Zeitgenossen verteilt. Dass sich viele Deutsche darüber hinaus von der Rede angesprochen fühlten, wird dadurch deutlich, dass in der Folge mehr als 60.000 Briefe im Bundespräsidialamt eingingen, in denen BürgerInnen zu der Rede Stellung bezogen. Besonders heraus sticht außerdem der Dank eines in die USA emigrierten deutschen Juden, der 40 weiße Rosen an Weizsäcker schickte. Auch findet sie bis heute in Schulbüchern Verwendung und wird im Unterricht diskutiert. Doch nicht nur im Inland, sondern auch im Ausland wurde die Rede äußerst positiv aufgenommen und zog weitreichende Folgen für die Bundesrepublik nach sich. Die israelische Botschaft in Deutschland bewertete die Rede gar als »Sternstunde der deutschen Nachkriegsgeschichte« und sie ermöglichte von Weizsäcker als erstem Bundespräsidenten noch im Oktober desselben Jahres einen Staatsbesuch in Israel. Insgesamt gilt die Rede heute als eine der größten Leistungen der Amtszeit von Weizsäckers und als wichtiger Beitrag zum Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in Deutschland. (Die Rede ist übrigens im Wortlaut online auf den Seiten des Bundespräsidenten zu finden.)

»Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung.«

Christina Schröder

Dingden – auf den Spuren einer jüdischen Familie

»Glücklicherweise ist dieses Haus beides, eine Erinnerung an die Vergangenheit und eine Inspiration für kommende Generationen.« (Ruth Muscovitch-Humberg)

Anfang März besuchte ein Teil unseres Teams der Museumspädagogik den Geschichtsort Humberghaus in Dingden. Wem Dingden nicht direkt etwas sagt – uns auch nicht – es liegt von Dorsten aus hinter Schermbeck und gehört zur Stadt Hamminkeln. Wobei, wie uns direkt erklärt wurde, die Gemeinde die längste Zeit selbstständig war und erst 1975 aufgelöst wurde; noch heute ‚ein Stachel im Fleisch der Dingdener'.

Eingangstür des Humberghaus

Benachbartes Heimathaus Dingden

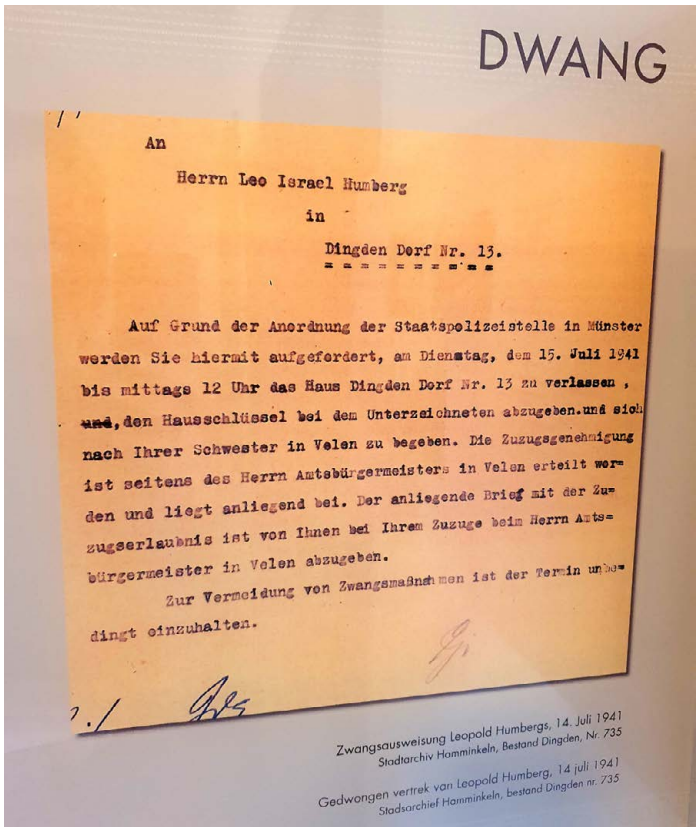
Das Humberghaus in der Hohen Straße 1 in Dingden ist das ehemalige Wohnhaus der jüdischen Familie Humberg, die bis 1941 dort wohnte und eine koschere Metzgerei und einen Manufakturwarenladen betrieb. Das Haus steht bereits seit 1832 und es sind auch noch Spuren des Vorgängerhauses zu finden, welches bereits von jüdischen Bürgern bewohnt wurde. Zur Familie gehörten Abraham und Rosalia Humberg und ihre sieben Kinder. Sie alle waren geschätzte Mitglieder der Dorfgemeinschaft, waren in der Feuerwehr und im Schützenverein aktiv. Doch zur Zeit des Nationalsozialismus erlebten sie ein typisches Familienschicksal, ihr Ansehen konnte sie nicht vor Diskriminierung, Verfolgung und Ermordung schützen. Vier Kinder wurden in der Schoah ermordet, dreien gelang die Emigration nach Kanada.

Der Familienvater Abraham Humberg verstarb bereits 1932, seine Frau Rosalia erlebte nur die ersten Jahre der Nationalsozialisten, sie starb 1937. Ihr Tod stellte nicht nur für die Familie einen großen Verlust dar, sondern die gesamte Dorfgemeinde trauerte um sie; viele Bürger nahmen an ihrer Beerdigung auf dem jüdischen Friedhof in Bocholt teil. Dieser Akt von Mitleid wurde anschließend sogar offiziell vor Gericht verhandelt, denn solch ein »Verhalten sei der Deutschen unwürdig«. Die älteren Töchter Johanna und Helene starben beide 1941 in Riga, der jüngste Sohn Wilhelm 1944 in Auschwitz, nachdem er bereits 1933 in die Niederlande geflohen war. Leopold Humberg wurde 1941 als »letzter Dingdener Jude« zwangsausgewiesen; er starb 1942 als Folge der Deportation nach Theresienstadt. Siegmund, Frieda und Ernst emigrierten 1939/40 mit ihren Familien, unter anderem ihren Kindern Kurt, Rudolf und Ruth, erfolgreich nach Kanada und bauten sich dort ein neues Leben auf. Helenes Tochter Edith konnte 1939 mit den Kindertransporten nach England in Sicherheit gebracht werden.

Familienporträt der Familie Humberg

»geschätzte Mitglieder der Dorfgemeinschaft«

Abdruck der Mesusa im Türrahmen im Obergeschoss



DWANG

An

Herrn Leo Israel Humberg

in

Dingden Dorf Nr. 13.

Auf Grund der Anordnung der Staatspolizeistelle in Münster werden Sie hiermit aufgefordert, am Dienstag, dem 15. Juli 1941 bis mittags 12 Uhr das Haus Dingden Dorf Nr. 13 zu verlassen, und den Hausschlüssel bei dem Unterzeichneten abzugeben. und sich nach Ihrer Schwester in Velen zu begeben. Die Zuzugsgenehmigung ist seitens des Herrn Amtsbürgermeisters in Velen erteilt worden und liegt anliegend bei. Der anliegende Brief mit der Zuzugserlaubnis ist von Ihnen bei Ihrem Zuzuge beim Herrn Amtsbürgermeister in Velen abzugeben.

Zur Vermeidung von Zwangsmaßnahmen ist der Termin unbedingt einzuhalten.

Zwangsausweisung Leopold Humbergs, 14. Juli 1941
Stadtarchiv Hamminkeln, Bestand Dingden, Nr. 735

Gedwongen vertrek van Leopold Humberg, 14 juli 1941
Stadsarchief Hamminkeln, bestand Dingden nr. 735

Zwangsausweisung Leopold Humberg 1941

2001 war das Haus zunächst als Erweiterung des benachbarten Heimathauses, welches bereits seit 1987 besteht, vorgesehen. Jedoch waren noch viele authentische Details aus der Zeit vor 1941 erhalten, und diese unerwarteten Funde ließen die Idee entstehen, diesen »authentischen Ort« für die Vermittlung dieser jüdischen Familiengeschichte zu nutzen. Die Umsetzung war leichter gesagt als getan, denn es gibt kaum Vorbilder für einen derartigen Ort. Um ein möglichst realistisches Bild der Familie zeigen zu können, wurde eine Vielzahl von Zeitzeugengesprächen geführt. Dabei ergab sich, dass die Erinnerungen an die Familie Humberg fast durchweg positiver Natur waren. Durch Recherche konnten außerdem noch in Kanada lebende Nachfahren der Familie Humberg ausfindig gemacht werden, die allerdings inzwischen andere Nachnamen tragen; zu ihnen besteht heute guter Kontakt. Von ihnen stammen viele Unterlagen und Stücke, die die Umsetzung dieser Ausstellung erst möglich gemacht haben. Bei einem ihrer Besuche sagte Ruth Muscovitch, die Tochter von Ernst, dem sechsten Kind der Humbergs: »Diese Zeit der Geschichte darf nicht vergessen werden!« Einige Ausstellungsstücke sind aber auch als »Glücksfälle« ins Humberghaus zurückgekehrt, von Bekannten der Familie aufbewahrt und weitergegeben worden; so finden die Stücke »ihren Weg zurück nach Hause.«

2012 wurde die Ausstellung im Humberghaus eröffnet. In den Räumen des Hauses sind die verschiedenen Stationen der Familie zu sehen. Im Erdgeschoss ist das alltägliche Leben bis 1933 aufgearbeitet, im Obergeschoss sind die Veränderungen durch die Zeit der Nationalsozialisten und danach veranschaulicht. In vielen der Ausstellungsräume sind Biografiekästen aufgebaut, in denen die Familienmitglieder vorgestellt und ihre Schicksale erzählt werden. Für uns besonders interessant waren die kleineren und größeren Spuren des jüdischen Lebens der Familie. Dazu gehören unter anderem eine Regenwasser-Mikwe, die sich in einem der Erdgeschossräume befindet, der Abdruck einer Mesusa in einem Türrahmen und ein jüdisches Gebetsbuch aus der Zeit des Ersten Weltkrieges.

Unserem Team hat der Geschichtsort Humberghaus Dingden wirklich sehr gut gefallen, der Besuch der Ausstellung lohnt sich, und die umfangreiche ehrenamtliche Arbeit, die dort geleistet wird, verdient ein großes Lob!

Lea Droste

Lieblingsexponat

Mischna – der Kernbestand des Talmud

In der neuen Dorstener Dauerausstellung sehen wir wieder die Torarolle, in der die fünf Bücher niedergeschrieben sind. Dieser Text ist Teil dessen, was Christen das ‚Alte Testament' nennen, in der jüdischen Tradition Thanach oder der Mikra heißt. Diese biblischen Texte zählt man zu der sog. schriftlichen Tora, die – so weiß die Tradition – von Mose, David, Salomon und anderen verfasst wurde. Daneben existiert die sog. mündliche Tora. Darunter versteht man die zuerst mündlich überlieferten und später verschriftlichten Diskussionen der Rabbinen, der Tannaïten und Amoräer. Sie schufen über Jahrhunderte den Talmud, die Lehre, die den Kern des traditionellen Judentums bildet.

Der Talmud besteht aus einem frühen Teil, der Mischna, und einer diese Mischna auslegenden Ergänzung, der Gemara. Welche historischen Ereignisse führten zur Verschriftlichung der frühen mündlichen Tradition? Dazu müssen wir uns in das erste Jahrhundert u. Z. begeben.

Am Ende des jüdischen Widerstandskampfes gegen die römische Besatzung standen nicht Freiheit und Autonomie, sondern die Eroberung Jerusalems durch Rom: Im Jahre 70 u. Z. fiel Jerusalem und 73 u. Z. die Festung Masada. Die jüdischen Religionsparteien (in der Hauptsache Sadduzäer, Pharisäer, Zeloten und Essener) waren religiös und politisch sehr unterschiedlich orientiert und heftig zerstritten, verstanden sich aber doch als das eine Israel. Heute geht man nicht mehr davon aus, dass allein die Pharisäer den Krieg überdauert haben und sich allein aus dieser Gruppierung das Rabbinat entwickelt habe, sondern aus einem Sammelbecken der unterschiedlichen Strömungen, die dann eine neue Richtung, das rabbinische Judentum, bildeten. Nach der talmudischen Gründungserzählung (bT Gittin 56a und b) begann unter der Leitung von Jochanan ben Sakkai in Jabne die Arbeit der Akademie, die als Beginn des rabbinischen Judentums gilt. Dort wurde die Anzahl der biblischen Bücher (Kanon) und die Gebetsordnung festgelegt und eine Basis für eine Lebensform ohne den Tempel gebaut.

Schematisierte Talmud-Seite aus der Dauerausstellung

Man geht davon aus, dass zwischen dem ersten Krieg und der Zerstörung des Tempels und dem zweiten, dem Bar-Kochba-Krieg (zwischen 70 und 135), jedes Lehrhaus alles Material rabbinischer Diskussionen zu lebenspraktischen Fragen und den daraus entwickelten Religionsgesetzen zusammentrug, lehrte und lernte: Eine Generation vermittelte ihre Texte an die nächste und diese an die nächsten usw. Die Gelehrten sprachen den Schülern die Texte vor, und die Schüler wiederholten sie und lernten sie so (Mischna von hebr. schana: wiederholend lernen); so entstand je eine Mischna, eine Sammlung von Lehr- und Lerntexten. Zwischen 135 und 200 u. Z. existierten wahrscheinlich eine Menge unterschiedlicher Textkörper, die von Redaktoren zu neuen Sammlungen zusammengefügt wurden. Jehuda ha-Nassi stellte als Endredaktor im Jahr 200 u. Z. die bis heute verbindliche Mischna in sechs thematischen Ordnungen zusammen; er heißt in den Texten schlicht Rabbi oder der Heilige.

Der Inhalt dieser Textzusammenstellung besteht zumeist aus religionsgesetzlichen Diskussionen, mit einer Ausnahme: Der Traktat Pirke Avot, Sprüche der Väter, befindet sich in der vierten Ordnung (»Schäden«) und fällt aus dem Rahmen der gesamten Mischna heraus, da sein Text eben nicht Material der Halacha behandelt, sondern allein Fragen ethisch-moralischen Inhalts. Die Sprüche der Väter hatten und haben einen hohen Rang in der Überlieferung und der sittlichen Lebensgestaltung, was sich darin zeigt, dass sie zum einen in das jüdische Gebetbuch/Siddur aufgenommen wurden und zum anderen jährlich in den Sommerwochen zwischen Pessach und Rosch haSchana - je Schabbat ein Kapitel - studiert werden.

Es ist eine lohnende Lektüre, die auch für Hebräischunkundige möglich ist, da es einige kommentierte deutschsprachige Ausgaben - z.B. von Rabbiner Samson Rafael Hirsch - gibt.

Walter Schiffer

Von der Novemberrevolution 1918 zum Kapp-Lüttwitz-Putsch 1920

Generalstreik gegen Rechts

Bürger, Arbeiter, Parteigenossen!

Der Militärputsch ist da! Die Baltikum-Landsknechte, die sich vor der befohlenen Auflösung fürchten, haben den Versuch unternommen, die Republik zu beseitigen und eine diktatorische Regierung zu bilden

mit Lüttwitz und Kapp an der Spitze!

Bürger der Republik, Arbeiter und Genossen!

Wir haben die Revolution nicht gemacht, um uns heute wieder einem

blutigen Landsknecht-Regiment

zu unterwerfen. — Wir paktieren **nicht** mit den Baltikum-Verbrechern!

Deutsche Bürger, Arbeiter, Genossen!

Die Arbeit eines ganzen Jahres soll in Trümmern geschlagen. Eure schwer erkaufte

Freiheit vernichtet werden,

darum sind die schärfsten Abwehrmittel geboten. Kein Betrieb darf laufen, solange die Militärdiktatur der Ludendorffe herrscht! Deshalb

Legt die Arbeit nieder! Streikt!

Schneidet dieser reaktionären Clique die Luft ab!

Kämpft mit jedem Mittel um die Erhaltung der Republik! Laßt allen Zwist beiseite! Es gibt nur dieses eine Mittel gegen die Rückkehr Wilhelms II.

Lahmlegung des gesamten Wirtschaftslebens!

Keine Hand darf sich mehr rühren! Kein Proletarier darf der Militärdiktatur helfen!

Generalstreik auf der ganzen Linie.

Proletarier vereinigt Euch! Nieder mit der Gegenrevolution!

Die sozialdemokratischen Mitglieder der Reichsregierung
Ebert, Bauer, Noske, Schlicke, Schmidt, David, Müller

Der Parteivorstand der S. P. D.
Otto Wels.

Denkmal in Duisburg-Walsum

Im Oktober 1918 standen die Marinemeutereien in den Häfen an Nord- und Ostsee am Beginn der Novemberrevolution, die schließlich am 9. November 1918 zur Beseitigung der Monarchie und zur Gründung einer Republik führten. Die Protestbewegung der Soldaten und Arbeiter richtete sich gegen die Fortführung des Ersten Weltkrieges und gegen den militärischen Obrigkeitsstaat. Nach dem 9. November 1918 entwickelte sich eine politische Bewegung, die zur Gründung von Arbeiter- und Soldatenräten führte, die in den Städten und auf dem Land die politische Macht in die eigenen Hände nahmen.

Ausgehend von dieser Entwicklung wurde im Monat Dezember 1918 ein Reichsrätekongress einberufen, der über die Zukunft der neuen deutschen Republik entscheiden sollte. Mit überwältigender Mehrheit beschloss dieser Rätekongress, die Wahlen zur Nationalversammlung auf dem Weg zur parlamentarischen Demokratie zu organisieren. Die versammelten Räte als damaliges höchstes Organ der neuen Republik beschlossen weiterhin: die Einführung eines der Demokratie verpflichteten Volksheeres unter Kontrolle der Soldatenräte und den sofortigen Beginn der Sozialisierung. Die letztgenannten Beschlüsse sollten allerdings nach wenigen Wochen nicht mehr die Politik der SPD-geführten Reichsregierung bestimmen.

Im Januar 1919 entwickelte sich eine soziale Bewegung besonders im Ruhrgebiet. Die Forderungen dieser Bewegung waren: Sozialisierung von Schlüsselindustrien insbesondere des Bergbaus, die Forderung nach Bildung von Betriebsräten mit garantierten Rechten in der gesamten Wirtschaft und die Forderung nach energischen Maßnahmen gegen die erstarkende militärische Gegenrevolution, die ihren organisatorischen Ausdruck in der Reorganisation von Einheiten der geschlagenen kaiserlichen Armee und der Neugründung von Freikorps fand. Zum Beginn des Jahres gründeten sich viele dieser von reaktionär-monarchistischen Offizieren geführten Freiwilligenverbände, die vom Reichswehrminister Gustav Noske (SPD) ihre politische Rückendeckung erhielten. Auch die Marine-Brigaden Ehrhardt und Loewenfeld wurden in diesen Tagen aufgestellt. Diese Freikorps spielten eine wesentliche Rolle beim Versuch einer Gegenrevolution nach 1918 und entwickelten sich zu Keimzellen der NS-Bewegung in der Weimarer Republik. Aus den Freikorps mit Unterstützung des SPD-Reichswehrministers Noske entwickelte sich eine antirepublikanische und antidemokratische Armee.

DER AUSBRUCH DES PUTSCHES

Mit dem Inkrafttreten des Friedensvertrages am 10. Januar 1920 verpflichtete sich die SPD-geführte Reichsregierung, die neue Reichswehr auf 100.000 Mann zu reduzieren. Gegen diese Maßnahmen kündigte das Offizierskorps massiven Widerstand an. Aufgrund der vertraglich beschränkten Begrenzung der Marine auf 15.000 Mann sah sich Reichswehrminister Noske gezwungen, die Auflösung der Marinebrigaden Ehrhardt und Loewenfeld zum 10. März 1920 zu verfügen. General Lüttwitz und seine Gesinnungsgenossen hatten jetzt nur die Wahl zwischen Abschied und Staatsstreich. Reichswehrminister Noske konnte sich

»Freikorps als Vorformen der Nazibewegung«

zu wirksamen Maßnahmen gegen den drohenden Putsch nicht durchringen, weil er auf die Loyalität der Mehrheit der Generäle setzte. Doch die positionierten sich in der Person von Seeckt mit den Worten: »Reichswehr schießt nicht auf Reichswehr.« Gegen die in Berlin einmarschierende 2. Marine-Brigade gab es keinen militärischen Widerstand. Am 13. März 1920 flüchteten die SPD-Minister der Reichsregierung nach Stuttgart.

DER GENERALSTREIK

Als Reaktion auf den Putsch riefen die Gewerkschaften und die SPD zum Generalstreik auf. Diese Aufrufe zum Generalstreik hatten bereits am Morgen des Putsches am 13. März 1920 im Land eine große Verbreitung gefunden. Aufgrund der Berliner Ereignisse erkannten große Teile der Arbeiterschaft, dass die Errungenschaften der Novemberrevolution in Gefahr gerieten. Auf der politischen Tagesordnung der Arbeiterbewegung stand das gemeinsame Vorgehen gegen den Rechtsputsch über alle Parteigrenzen und politischen Grundprinzipien hinweg. Am Montag, 15. März 1920 wurde in Deutschland der Generalstreik mit aller Wucht durchgeführt. Über 12 Millionen Streikende sorgten dafür, dass den Kapp-Putschisten in Berlin gezeigt wurde, dass die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung diese Gegenrevolution bekämpfte.

DAS ENDE EINES ERFOLGREICHEN GENERALSTREIKS

Am 17. März 1920, am fünften Tag ihrer Regierung, traten Kapp und Lüttwitz nacheinander von ihren angemaßten Ämtern zurück, in die Knie gezwungen durch den Generalstreik. Am 18. März riefen in Berlin der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund (ADGB), die Arbeitsgemeinschaft freier Angestelltenverbände (AfA) und der Deutsche Beamtenbund dazu auf, den Generalstreik bis zur Erfüllung ihrer Forderungen fortzusetzen. Die drei Gewerkschaftsorganisationen verlangten die Einsetzung einer Arbeiterregierung, die sofortige Entwaffnung der Putschtruppen, den sofortigen Rücktritt von Reichswehrminister Noske, schnellste Demokratisierung der öffentlichen Verwaltungen, Schaffung neuer Sozialgesetze, sofortige Sozialisierung des Bergbaus und Übernahme des Sicherheitsdienstes durch die organisierte Arbeiterschaft. Am 20. März einigten sich die Gewerkschaftsspitzen mit den preußischen Ministern auf die Verwirklichung dieser Forderungen. Am 23. März 1920 wurde in Berlin die Arbeit wieder aufgenommen.

Besonders im Ruhrgebiet waren die Arbeiter hochmotiviert, gegen die Putschtruppen und für ihre Forderungen weiterzukämpfen. Die sich bildende Rote Ruhr Armee hatte es sich zur Aufgabe gemacht, das Ruhrgebiet von den Kapp-Militaristen zu säubern. Der Abbruch des Generalstreiks in Berlin und im Reich bedeutete, dass die Arbeiter an Rhein und Ruhr keine Unterstützung von ihren Gewerkschaftskollegen aus dem Reich bekommen konnten. Die militärischen Siege der Roten Ruhr Armee über die Putschtruppen trieben die Arbeiter zu weiteren Aktionen an. Durch das Berliner Abkommen sahen sie sich legitimiert, weiter gegen die Putschtruppen vorzugehen. Dabei sahen sie sich unterstützt, aufgrund eines Danktelegramms der Reichsregierung an den Vorsitzenden des Aktionsausschusses in Hagen, Josef Ernst. Darin hieß es: »Die Reichsregierung nimmt mit Dank zur Kenntnis, daß die drei sozialistischen Parteien alle Kräfte zur Niederschlagung der Reaktion eingesetzt haben. Dieses Ziel ist in Berlin durch Zusammenbruch der Kappschen Gruppen erreicht. Entwaffnung der Kapptruppen auch im Ruhrrevier, wird durchgeführt.«

Folgerichtig hätte nach diesem Telegramm, das am 22. März 1920 in der Tagespresse in Münster veröffentlicht wurde, der Staatskommissar Severing allen Truppenbewegungen im Befehlsbereich von General Watter gegen die kämpfenden Arbeiter Einhalt gebieten müssen. Ebenso hätte die Reichsregierung die anderen Putschtruppen, z.B. die schlesischen Freikorps und die 3. Marine-Brigade zurückziehen müssen. Aber das Gegenteil geschah.

DAS BIELEFELDER ABKOMMEN

Nach zweitätigen Verhandlungen vom 23. und 24. März 1920 einigten sich die Konferenzteilnehmer auf folgendes Abkommen, dass sich an einer Vereinbarung auf Reichsebene von Reichspräsident Ebert und dem Vorsitzenden des Allgemeinen Gewerkschaftsbundes Carl Legien zur Beendigung des Generalstreiks orientierte. Das Ziel dieser Vereinbarung war seitens der Gewerkschaften, den durchgeführten Generalstreik für weitergehende Forderungen der Arbeiterschaft zu nutzen.

Als dieses Abkommen mit dem Punkt 2 »Sofortige Entwaffnung und Bestrafung aller am Putsch Beteiligten« am 24. März 1920 von einem Minister der Reichsregierung und von einem Reichs- und Staatskommissar unterzeichnet wurde, hatten bereits seit zwei Tagen die Kapp-Truppen aus Breslau und Görlitz, die 3. Marine-Brigade Loewenfeld und die Freikorps Aulock, Kühme und Faupel den Marschbefehl der Reichsregierung ins Münsterland nach Coesfeld und Borken erhalten.

DER EINMARSCH DER REICHSWEHR UND DER KAPP-PUTSCHTRUPPEN (FREIKORPS)

Im Bielefelder Abkommen wurde für den Waffenstillstand der Fluss Lippe als Demarkationslinie zwischen Reichswehr/

Freikorps und Roter Armee festgelegt. Fakt ist, dass nach dem Abschluss des Abkommens von Bielefeld einzelne Einheiten der Roten Armee die Lippe überschritten oder ihre Stellungen nördlich des Flusses nicht räumten. Fakt ist auch, dass sich die Reichswehr nicht an den Waffenstillstand gehalten und die Stellungen der Roten Armee vor Wesel mit Artillerie beschossen hatte.

Der Vormarsch dieser Truppen und der Reichswehr begann unabhängig von allen Abmachungen am 1. April 1920. Der eigentliche Einmarsch in das Industriegebiet erfolgte am 3. und 4. April. Duisburg und Oberhausen wurden am 3., Dortmund und Mülheim am 5., Essen am 7. April 1920 besetzt. Am 8. April konnte die Besetzung des Industriegebietes nördlich der Ruhr als abgeschlossen gelten.

TERROR IM AUFTRAG DER REICHSREGIERUNG

Nach der Besetzung des Reviers wurden die Befürchtungen vieler Arbeiter und Kämpfer gegen den Putsch und die Putschtruppen Wirklichkeit. Die Militärs respektierten die Abkommen von Bielefeld und Münster nicht und richteten in ihren Kommandogebieten Standgerichte ein. In vielen Fällen gab es keine Verhandlungen vor den militärischen Standgerichten, sondern die vermeintlichen »Bolschewisten« wurden sofort an die Wand gestellt.

Im Folgenden beschränkt sich diese Darstellung des »Weißen Terrors« auf exemplarische Aktionen der Loewenfelder, die am Ostersonntag, den 4. April, die Stadtgrenze von Bottrop erreichten, um die Stadt mit Artillerie sturmreif zu schießen. Man kann und darf dieses militärische Vorgehen als Krieg gegen die eigene Bevölkerung bezeichnen. Nach dem Einmarsch in Bottrop installierte die Marine-Brigade Loewenfeld zwei Standgerichte. Das erste tagte am 6. April von 17 bis 20 Uhr. An diesem Tag wurden einige Bergarbeiter aus dem Ledigenheim der Zeche Prosper vor das Standgericht gestellt. Besonders tragisch der Fall des jungen Bergarbeiter Fritz Pentoch, der sich sogar freiwillig gestellt hatte. Trotz der Warnungen, vor den Truppen zu fliehen, weil er eine Woche lang bei der Roten Armee aktiv war, stellte er sich im Vertrauen auf das Abkommen von Münster. Nach 21 Uhr mit dem Beginn der verhängten Ausgangssperre wurden 14 Menschen nach kurzer Verhandlung vor dem Standgericht erschossen. Das zweite Standgericht der Marine-Brigade verurteilte einen Tag später drei Personen zum Tode, die Urteile wurden sofort vollstreckt.« (Erhard Lucas)

Die Darstellung und die Auflistung der terroristischen Aktionen trotz der Amnestieversprechungen von Bielefeld lassen sich beliebig fortsetzen. Auch die örtliche SPD in Bottrop protestierte gegen dieses gesetzlose Vorgehen der ehemaligen Putschtruppen unter dem Befehlshaber von Loewenfeld. Diese Vorgänge in Bottrop und Umgebung waren keine Einzelfälle.

Und dann war da noch die Sache mit dem Hakenkreuz am Stahlhelm. »Tod den Juden« sollte dieses Symbol zum Ausdruck bringen, bestätigte der Adjutant des Sturmbataillons der Loewenfeld-Brigade in einem Schreiben nach zuhause. Dass dieses Zeichen eine handlungsrelevante Bedeutung hatte, zeigte sich auch nach dem Einmarsch der Loewenfelder in Bottrop: es setzte eine massive Judenhetze ein, die das regionale SPD-Blatt, die Bottroper Volkszeitung, als »ekelhaft« bezeichnete. Auch das Freikorps Faupel und die Bayerische Schützenbrigade unter General Epp zogen eine penetrante Spur von Antisemitismus durchs Ruhrgebiet. In Berichten im Bundesarchiv kann man nachlesen, dass diese Truppen »den Juden zeigen wollten, dass der völkische Wille lebt«. Diese schon näher beschriebenen Truppen gelten heute in der historischen Forschung als Keimzellen der NS-Bewegung.

Der Terror dieser Truppen zeichnete sich aus durch wahllose Hinrichtungen und Erschießungen. Severing gibt die Zahl der Todesopfer unter den Arbeitern mit 1.000 an. Die Freikorps und Reichswehreinheiten verzeichneten 279 Tote. Rund 800 Ruhrkämpfer wurden im Sennelager als Gefangene interniert. 882 Teilnehmer der Kämpfe wurden von Zivilgerichten zu insgesamt 1.088 Jahren Zuchthaus und Gefängnis verurteilt, trotz der im Bielefelder Abkommen vereinbarten Amnestie. Im Gegensatz dazu wandte man das Amnestiegesetz – geradezu grotesk - auf die Teilnehmer des Kapp-Lüttwitz-Ludendorff-Putsches an.

Norbert Kozicki

Schlaglichter

95. GEBURTSTAG

Am 9. März wurde unser Wegbegleiter Rolf Abrahamsohn aus Marl 95 Jahre alt! Eine Delegation des Trägervereins überbrachte unseren herzlichen Glückwunsch im Namen des Museums, das er immer unterstützt hat. Abrahamsohn ist Überlebender des Ghettos Riga und vieler Lager und war langjähriger Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Bochum-Recklinghausen. Möge er 120 werden!

MUSEUMS-FÖRDERKREIS IN DER GEMEINDE RECKLINGHAUSEN

Im Dezember 2019 empfing die Jüdische Kultusgemeinde Recklinghausen unseren Museums-Förderkreis zu einem Informationsabend. Die Entwicklung der Gemeinde und die Zusammenarbeit standen im Zentrum von spannenden Gesprächen mit dem Vorsitzenden Dr. Mark Gutkin und dem Kantor Isaac Tourgman.

BENEFIZLESUNG AM 27. JANUAR

Eine Benefizveranstaltung am sog. »Holocaust-Gedenktag« in Herne erbrachte den stolzen Betrag von mehr als 500 EUR als Spende für unsere pädagogische Arbeit. Die von den Gästen gespendete Summe wurde im Februar von den beiden Initiatoren der Veranstaltung dem Museum übergeben. Der Autor Jan Zweyer und der Regionalhistoriker Norbert Kozicki hatten im Literaturhaus Herne anlässlich des Jahrestags der Befreiung des KZ Auschwitz am 27. Januar Texte von Auschwitz-Häftlingen in einer musikalisch umrahmten Lesung präsentiert. Danke – das ist ein starkes Zeichen regionaler Wertschätzung und Solidarität!

DEMOKRATIEBILDUNG IM MUSEUM

Im Dezember entschied der Rat der Stadt Dorsten, dem Museum einen außerordentlichen Zuschuss zu gewähren. Unter dem Eindruck des Anschlags von Halle sollen wir so in die Lage versetzt werden, in den nächsten drei Jahren verstärkte Anstrengungen – im Museum und in Kooperationen – für eine wirkungsvolle und präventive Bildungsarbeit gegen Antisemitismus und für demokratische Werte zu unternehmen.

BILDER VON (JÜDISCHEN) FRAUEN

Im Rahmen der Dorstener Frauenkulturtage führte Anfang März unsere Museumspädagogin Naomi Roth durch das Museum – und zwar unter dem Akzent »Jüdische Frauen – Narrative, Bilder, Beispiele«. Auf den Spuren jüdischer Weiblichkeit und westfälischer Jüdinnen, aber auch mit Hinweisen zu innerjüdischen Debatten um Geschlechtervielfalt, Geschlechteridentitäten und Geschlechterverhältnisse lernten die Besucherinnen unsere Dauerausstellung »L'Chaim! Auf das Leben!« aus einem neuen Blickwinkel kennen.